1,50 DM / Band 134
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

Neuer Roman

BASTEI

GEISTERJÄGER

JOHN SINCLAIR

Die große Gruselserie von Jason Dark



Das Grauen kam aus Grönland

Belgien F 28 / Frankreich F 3,80 / Italien L 750 / Luxemburg F 27 / Niederlande f 1,75 / Schweden kr 4,50 i.m. / Spanien P 65



Das Grauen kam aus Grönland

John Sinclair Nr. 134

von Friedrich Tenkrat

erschienen am 27.01.1981

Titelbild von José Perez Montero

Sinclair Crew

Das Grauen kam aus Grönland

Solo Morasso alias Dr. Tod war der Begründer der Mordliga. Mit ihrer Hilfe wollte er einen Auftrag erfüllen, den er von Asmodina, der Tochter des Teufels, erhalten hatte: Er sollte die Welt aus den Angeln heben!

Doch Asmodina überließ diese Arbeit nicht ihm allein.

Sie blieb nicht untätig, fand immer neue Fäden, die sie ziehen konnte.

Diesmal nahm alles in Grönland seinen Anfang. Im ewigen Eis…

Draußen war es bitterkalt. Der Wind heulte und orgelte unheimlich, riß lange Schneefahnen hoch und trug sie weit über das weiße Eis.

Wie schwarzer Samt sah der Himmel aus. Jemand schien achtlos Milliarden von Diamanten darüber gestreut zu haben.

Drinnen bullerte der Ofen. Es war angenehm warm. Barry McQuest war mit einem Kreuzworträtsel beschäftigt, während sein Freund und Kollege Cary Lockhart sich am Anblick schöner nackter Mädchen ergötzte, die in einem scharfen Herrenmagazin abgebildet waren.

»He!« kicherte er und hob das Magazin zum drittenmal hoch.

»Wie gefällt dir die?«

»Fragst du mich jetzt bei jeder Mieze?« schimpfte McQuest ärgerlich.

»Die sind doch allesamt schöner als dein dämliches Rätselheft.«

»Alles zu seiner Zeit. Außerdem gibt es mir nichts, wenn ich die Girls nur im Magazin sehe, aber keines davon haben kann.«

»Vielleicht läuft dir mal eine von ihnen über den Weg.«

»Träumer«, sagte McQuest. »An diese Bienen kommt unsereiner doch nicht ran. Bei denen brauchst du eine Brieftasche, so dick wie ein Telefonbuch. Darf ich mich jetzt wieder meinem Rätsel widmen, oder hast du mir noch etwas zu zeigen?«

»Du kriegst von mir überhaupt nichts mehr zu sehen«, brummte Lockhart.

»Fein.«

Lockhart blätterte weiter und stieß einen anerkennenden Pfiff aus. Seine Augen glänzten vor Begierde. Aber er störte McQuest nicht mehr bei seinem Denksport.

Er sagte zu ihm nicht einmal etwas, als draußen die Schlittenhunde unruhig wurden. Sie winselten und kläfften. Sie jaulten und bellten. Lockhart legte das Magazin beiseite und erhob sich. Er biß sich auf die Unterlippe. Die Hunde steckten ihn mit ihrer Unruhe an.

Cary Lockhart war bullig, bärtig und blond. Er war Meteorologe wie Barry McQuest und arbeitete mit diesem und drei weiteren Kollegen auf dieser Wetterstation im ewigen Eis Grönlands.

McQuest hob den Kopf. »Was haben denn die Hunde?«

»Ach, fällt es dir auch schon auf?« höhnte Lockhart. Er begab sich zum Fenster und blickte nach draußen. Die Nacht war hell. Soweit das Auge reichte, war nichts als Eis zu sehen. Manchmal empfand Lockhart das als deprimierend. Die Mannschaft wurde nur alle sechs Monate ausgewechselt.

Sechs Monate Kälte.

Sechs Monate Eis und Schnee. Davon kann man den Kanal ganz schön vollkriegen.

»Siehst du irgend etwas?« erkundigte sich McQuest.

»Nicht das geringste. Alles ist so wie immer. Trostlos.«

McQuest legte seinen Bleistift weg. Er stand gleichfalls auf und

stampfte mit seinen schweren Stiefeln durch die Hütte. Er war größer als Lockhart. Sein Gesicht war kantig, und er verfügte über Bärenkräfte, was man ihm nicht ansah, denn er war schlank, beinahe drahtig.

»Sonderbar«, murmelte Cary Lockhart. »Ich habe auf einmal so ein mieses Gefühl im Bauch.«

»Vielleicht mußt du auf den Topf.«

»Blödmann. Irgend etwas stimmt da draußen nicht.«

»Willst du nachsehen?«

»Allein?«

»Wenn du möchtest, geh' ich mit.«

Lockhart überlegte kurz und winkte dann ab. »Ach was. Vielleicht beruhigen sich die Hunde von selbst wieder. Ich mag nicht in die kalte Nacht hinausgehen. Habe wirklich kein Verlangen danach, mir den verdammten Eiswind um die Nase wehen zu lassen.«

McQuest ergriff eine verchromte Thermoskanne und goß sich heißen Kaffee ein. Er trank nachdenklich. Die Hunde wollten sich nicht beruhigen. Im Gegenteil. Sie regten sich immer mehr auf.

Aber sie bellten nicht aggressiv, sondern sie gaben klagende Laute von sich, so, als hätten sie furchtbare Angst.

»Also, das gefällt mir nicht«, sagte McQuest und stellte die halbvolle Tasse auf den Tisch. Er holte seine ziegelrote Daunenjacke, die noch dazu mit einem dicken braunen Fell gefüttert war, und zog sie an.

»Ich komme mit«, sagte Lockhart und kleidete sich ebenfalls an.

McQuest zog sich eine blaue Wollhaube über den Kopf und stieß seine Hände in warme Lederhandschuhe. Dann entnahm er der Kommodenlade einen schweren Revolver.

Als er ihn in die Tasche steckte, weiteten sich Lockharts Augen.

»Was hast du vor?«

»Ich will nach dem Rechten sehen.«

»Gleich mit 'ner Kanone? Das ist doch nicht nötig. In dieser eisigen Einsamkeit gibt es niemanden außer uns fünf Verrückten.«

»Und wer regt die Hunde auf?«

»Keine Ahnung. Vielleicht wittern sie einen Wolf. Oder einen Bären. Möglicherweise spüren sie, daß es ein Erdbeben geben wird.«

McQuest klopfte auf die Tasche, in die er den Revolver hatte gleiten lassen. »Ich fühle mich sicherer, wenn er mich begleitet.«

Sobald Lockhart fertig angezogen war, öffnete McQuest die Tür.

Der kalte Sturm raste ihnen ins Gesicht, hüllte sie ein und stürzte sich an ihnen vorbei in die Hütte.

»Gleich wird unser Ofen mit den Zähnen klappern«, sagte Cary Lockhart.

McQuest schloß die Tür.

Die Wetterstation bestand aus zwei Gebäuden. Die andere Hütte

stand etwa 100 Yards weiter hinten. Auch dort jammerten und klagten die Schlittenhunde. Der Wind trug es bis zu McQuest und Lockhart herüber. Aber die anderen Männer hatten nicht den Ehrgeiz, der Sache auf den Grund zu gehen.

»Verrückt, was?« sagte Lockhart. »So habe ich die Hunde noch nicht erlebt.«

»Ich auch nicht. Irgend etwas stimmt da nicht.« McQuest blickte sich mißtrauisch um.

Plötzlich vernahmen die beiden Meteorologen ein lautes Knacken.

Als ob das Eis vor ihnen aufbrechen würde.

»Spannungen in der Eisschicht?« sagte Lockhart. »Ist es das, was die Tiere so aufregt?«

Wieder vernahmen die Männer dieses unheimliche Knacken.

Diesmal war es von einem singenden Laut begleitet.

»Hört sich an, als ob eine große Kraft von unten gegen die Eisdecke wirken würde«, stellte McQuest fest.

»Menschenkind, vielleicht stehen wir hier auf einem Vulkan, der nach vielen Jahrtausenden wieder aktiv zu werden droht.«

»Das würde mir nicht gefallen.«

»Denkst du mir?« sagte Lockhart. Sie gingen von der Tür weg.

Die Hunde lagen neben der Hütte im Windschatten. Sie preßten sich auf den Boden, zitterten und hatten den Schwanz eingeklemmt.

»Kein Zweifel. Sie haben Angst«, sagte Lockhart. »Aber wovor?«

»Sie starren alle in dieselbe Richtung«, sagte McQuest. Neben der Hütte steckte ein Eispickel. Er nahm ihn in die Hand.

»Was nun?« erkundigte sich Lockhart.

McQuest wies auf den Schlitten. »Spann die Hunde vor.«

»Wozu?«

»Wir drehen eine Runde.«

»Vielen Dank, darauf kann ich verzichten.«

»Willst du in die Hütte zurückkehren und so tun, als wäre alles in Ordnung?«

»Na schön. Wie du meinst.«

Lockhart redete beruhigend auf die Schlittenhunde ein. Sie reagierten auf seine Stimme, wurden ruhiger, hatten nichts dagegen, daß er sie vor den Schlitten spannte.

McQuest und Lockhart stiegen auf.

»Dann mal los«, rief Cary Lockhart und schnalzte mit der Zunge.

Die Hunde legten sich ins Zeug. Die Riemen spannten sich. Der Schlitten glitt knirschend über das Eis.

McQuest beobachtete seine Umgebung aufmerksam. Der eisige Wind stemmte sich gegen ihn und seinen Freund, und obwohl er warm angezogen war, drang ihm die Kälte sehr schnell in die Glieder.

Lockhart feuerte die Hunde mit lauten Rufen an.

»Wir hätten uns mit den andern in Verbindung setzen sollen«, sagte McQuest. »Wir hätten ihnen sagen müssen, daß wir wegfahren.«

»Hast du vor, länger als eine halbe Stunde fortzubleiben? Ich nicht. Ehe man uns vermißt, sind wir schon wieder zu Hause.«

Abermals ertönte dieses laute Knacken. Das Geräusch erschreckte Lockhart so sehr, daß er heftig zusammenzuckte. Auch die Hunde erschraken. Sie sprangen zur Seite, und Lockhart sah, daß das Eis aufgebrochen war.

Kalte Dämpfe stiegen aus der Spalte.

McQuest und Lockhart sprangen vom Schlitten.

In derselben Sekunde passierte es!

Eine ungeheure Kraft brach das Eis auf. Sie stieß von unten nach oben. Mit unbeschreiblicher Gewalt zerstörte sie die dicke Eisdecke.

Eine Platte von mehr als drei Metern Länge bäumte sich auf und stand wie eine dicke Eiswand vor den Männern.

Die Hunde spielten verrückt. Sie fletschten die Zähne. Sie bellten.

Ihr Fell sträubte sich. McQuest spannte sie aus. Hinter der Eiswand war ein markerschütterndes Brüllen zu hören.

Lockhart prallte zurück.

»Faßt es!« schrie McQuest den Hunden zu. »Was immer es ist, faßt es!«

Und die Hunde sausten los, einer machte dem andern Mut. Jeder für sich allein hätte es nicht gewagt, anzugreifen. Sie steigerten sich mit ihrem Gekläffe in eine gefährliche Wut.

»Mein Gott«, preßte Lockhart verstört hervor. »Barry, was ist hinter dieser Eiswand?«

Die Hunde waren am Ziel.

Sie schnellten sich ab.

Da erschien eine giftgrüne Krallenhand. Blau geädert. Riesig und tödlich. Sie hieb nach dem ersten Hund. Das Tier stieß einen Laut aus, der McQuest und Lockhart durch Mark und Bein ging. Der Hund überschlug sich in der Luft, fiel aufs Eis und verendete.

»Ein Monster!« schrie Lockhart verstört auf. »Der Himmel stehe uns bei, Barry! Ein grünes Monster!«

Jetzt kam mehr von dem Scheusal zum Vorschein. Es sah grauenerregend aus. Doppelt so groß wie ein Mensch war es. Auf dem widerlichen Schädel trug es ein dickes geschupptes Horn. Grüne Sehnen und Muskelfasern hingen wie Fetzen an dem gewaltigen Leib. In blauen Beulen pochte das Blut der Bestie.

Die Hunde verbissen sich in das, was ein Bein sein sollte.

Aber das kam sie teuer zu stehen.

Sie bezahlten es mit dem Leben.

Rauch schoß ihnen entgegen, hüllte sie ein und erstickte sie.

Cary Lockhart drehte durch. »Zurück, Barry!« brüllte er. »Laß uns

abhauen! So komm doch, Barry!«

Aber Barry McQuest rührte sich nicht von der Stelle. Seine Hand tauchte in die Jackentasche. Er zog den Revolver.

»Jesus, was willst du denn damit?« schrie Lockhart.

Die Bestie schnellte hinter der dicken Eisplatte hervor. Sie hatte gelbe Augen, die rot gerändert waren. Keine Pupillen.

Eine gefährliche hypnotische Kraft ging von diesen Augen aus.

Lockhart wagte das Scheusal nicht anzusehen. Schritt für Schritt wich er zurück, während Barry McQuest stehenblieb, als hätte er Wurzeln geschlagen.

Das grüne Monster riß sein lappiges Fischmaul auf und stieß ein aggressives Knurren aus.

»Barry! Komm!« schrie Lockhart. Sein Herz trommelte wild gegen die Rippen.

Der Freund reagierte nicht auf seine Rufe.

Da raffte Cary Lockhart seinen ganzen Mut zusammen und rannte zu McQuest, den er der Bestie nicht lassen wollte. Er packte McQuests Arm und schrie: »Hau ab! Verdammt noch mal, so hau doch mit mir ab, Barry!«

Aber McQuest riß sich von ihm los. »Ich mach' das Biest fertig!«

»Du bist wahnsinnig!«

»Wenn du zu feige zum Bleiben bist, dann verschwinde!«

Lockhart fragte sich, was sein Freund damit beweisen wollte. Wie mutig er war? Jedermann auf der Wetterstation wußte, daß Barry McQuest kein Feigling war. Es bedurfte keiner Beweise dafür.

Das grüne Monster starrte McQuest an.

Wie Lampen leuchteten die Augen.

Barry McQuests Gesicht wurde von ihrem Schein erhellt. Seine Züge verzerrten sich. Mit Revolver und Eispickel trat er dem unheimlichen Wesen einen Schritt entgegen.

Cary Lockhart verstand die Welt nicht mehr. Wie konnte Barry nur so etwas Irrsinniges tun?

Das grüne Scheusal zischte und fauchte.

Lockhart stolperte über einen Eisbrocken. Er fiel. Als das Monster ihn auf dem Boden liegen sah, schoß seine Krallenhand auf den Mann zu. Lockhart brüllte entsetzt auf.

Er glaubte, seine letzte Stunde habe geschlagen.

Bestürzt rollte er herum. Die Krallen – sie waren scharf wie Rasiermesser – verfehlten ihn und kratzten über das Eis. Sie hatten Lockhart um Haaresbreite verfehlt.

Der Mann sprang auf.

Er geriet in Panik, konnte nicht mehr an seinen Freund und Kollegen denken. Er dachte nur noch an sich. Und an Flucht. Schreiend rannte er davon. Kein einzigesmal blickte er sich um.

Er wollte nur so schnell wie möglich so viele Yards wie möglich zwischen sich und das Ungeheuer bringen.

Barry McQuest hingegen behauptete seinen Platz. Kraftvoll holte er mit dem Eispickel aus und schlug zu. Die scharfe Spitze traf. Tief grub sie sich in das Fleisch des Monsters.

Die grüne Bestie brüllte auf und riß die Pranke zurück.

Dadurch ermutigt, griff McQuest das Untier beherzt an.

Er wagte zuviel.

Als das Biest ihn packen wollte, warf er sich zur Seite. Er schoß.

Krachend entlud sich der Revolver. Die Waffe bäumte sich in seiner Hand auf. Eine Feuerlanze stach aus der Mündung.

McQuest sah deutlich, wie die Kugel den Schädel des Ungeheuers durchbohrte. Das Geschoß drang auf der einen Seite des Kopfes ein und auf der anderen Seite wieder aus.

Barry McQuest glaubte, daß der Kampf damit entschieden war.

Aber weit gefehlt.

Die Bestie brach nicht zusammen.

Sie schüttelte nur unwillig den Kopf und attackierte den Meteorologen dann erst richtig.

Cary Lockhart hörte den fürchterlichen Schrei des Freundes, als er die Hütte fast erreicht hatte. Der Schrei riß ihn regelrecht herum.

Weit waren seine entsetzten Augen aufgerissen.

Sie suchten Barry McQuest.

Sie suchten das grüne Monster.

Aber beide waren verschwunden, als wäre das Ganze bloß ein schrecklicher Alptraum gewesen.

***

Lockhart schlug sich bestürzt auf die Stirn. Das war zuviel für ihn.

McQuest verschwunden. Geholt von einem grünen Monster. »O Gott«, preßte der Mann heiser hervor. Ratlos stand er da.

Cary Lockhart spürte die Kälte nicht.

Er merkte auch nicht, daß ihm der Angstschweiß über die Wirbelsäule rann.

Er war überhaupt nicht mehr richtig da.

Nur eines wußte er mit unverrückbarer Sicherheit, daß er nicht allein in der Hütte bleiben wollte. Die Todesangst hätte ihn aufgefressen. Obwohl sie ihn auch hier draußen peinigte, legte er die Hände trichterförmig an den Mund und brüllte mehrmals Barrys Namen.

Ohne Erfolg.

Der Freund war und blieb verschwunden.

Mit hölzernen Bewegungen drehte sich Cary Lockhart um. Er stakste über das Eis, an der Hütte vorbei, die er mit Barry McQuest bewohnt hatte, auf die andere Hütte zu.

Die Schlittenhunde, die daneben im Schnee lagen, machten keinen Radau mehr. Sie hatten sich wieder beruhigt. Und die Männer in der Hütte hatten keine Ahnung, welches Grauen sich vor wenigen Augenblicken hier draußen erst abgespielt hatte.

Sie spielten Karten.

Cary Lockhart sah sie durch das Fenster. Sie saßen an einem runden Tisch, waren angeheitert, ließen die Whiskyflasche immer wieder kreisen, lachten viel und amüsierten sich.

Lockhart trat an die Tür.

Er schlug mit beiden Fäusten dagegen. Tränen traten in seine Augen. Der Schock hatte ihn so schwer getroffen, daß er kaum noch Herr seiner Sinne war.

Um ein Haar wäre auch er ein Opfer des grünen Monsters geworden. Dieser Schrecken saß ihm so tief in den Knochen, daß er nicht einmal mehr seinen Namen wußte.

Die Tür war nicht abgeschlossen. Cary Lockhart hätte sie einfach öffnen und eintreten können. Aber er trommelte mit seinen Fäusten wie verrückt gegen das mit Schneekristallen bedeckte Holz.

Schritte.

Die Tür schwang nach innen auf. Frederic Hartwell erschien. Der große Mann mit dem schwarzen Seehundbart warf einen Blick in Lockharts Gesicht und erschrak zutiefst.

»Gütiger Himmel, was ist denn mit dir passiert, Cary?« stieß er hervor.

Lockhart wankte auf ihn zu. Er sagte nichts. Die Tränen rollten ihm über die Wangen und verschwanden im struppigen Vollbart.

Hartwell glaubte, den Kollegen stützen zu müssen. Er griff unter Lockharts Arm und führte ihn zu einem Stuhl, nachdem er der Tür einen kräftigen Tritt gegeben hatte. Sie knallte ins Schloß.

Hartwell spürte nichts mehr von dem Alkohol, den er getrunken hatte. Fassungslos blickte er Lockhart an.

»Was ist mit ihm?« fragten die beiden anderen Kollegen.

»Keine Ahnung. Gebt ihm was zu trinken.«

Während Melvyn Rigg die Flasche herüberreichte, pellten Hartwell und Edward Flynn den Verstörten aus seiner dicken Jacke.

Danach setzte Frederic Hartwell dem Unansprechbaren die Flasche an die Lippen und befahl ihm: »Trink! Trink, das wird dir bestimmt guttun.«

Cary Lockhart schluckte, ohne es zu wissen. Er war geistig völlig weggetreten.

»Er scheint einen schlimmen Schock erlitten zu haben«, meinte Hartwell.

»Aber wodurch?« fragte Rigg.

»Wenn ich das wüßte.«

»Was machen wir mit ihm?« fragte Flynn.
»Gib ihm noch mal zu trinken. Vielleicht löst das seine Zunge«, schlug Melvyn Rigg vor.
Hartwell setzte dem Kollegen die Flasche erneut an die Lippen.
Wieder trank Lockhart automatisch. Was sein Mund nicht aufnehmen konnte, rann in seinen Bart und tropfte weiter unten wieder heraus.
Cary Lockhart starrte teilnahmslos die Wand an.
Hartwell schüttelte ihn. »Mensch, so rede doch endlich. Was ist vorgefallen?«
»Die Hunde…«, lallte Lockhart. »Unruhig …«
Melvyn Rigg nickte. »Er hat recht. Unsere Hunde waren auch unruhig. Erinnert ihr euch?«
»Natürlich. Ich wollte doch noch nach ihnen sehen«, sagte Edward Flynn. »Hab's dann aber sein lassen.«
»Barry…«, druckste Lockhart heraus.
»Was ist mit Barry?« hakte Frederic Hartwell sofort ein. »Was ist mit Barry McQuest?« Er schüttelte Lockhart wieder.
»Weg…«, stammelte Cary Lockhart. »Verschwunden …«
Hartwell blickte seine Kollegen an. »Was faselt er da? Er ist wirklich nicht bei Trost. Barry McQuest soll verschwunden sein? Das gibt's doch nicht. Wieso ist Barry verschwunden?« fragte er Lockhart.
»Es hat ihn geholt…«
»Es? Was – es?« fragte Hartwell drängend. »Rede! Verdammt noch mal, so rede doch!«
»Es wollte auch mich…«
»Was denn? Was war es denn?«
»Ein grünes Monster…«, Lockhart stieß einen gellenden Schrei aus. Er schlug die Hände vors Gesicht. »Nein!« brüllte er. »Laß mich! Ich will nicht sterben!«
»Der Mann muß verrückt sein!« keuchte Hartwell. »Er hat einen Dachschaden. Ich glaube ihm kein Wort.«
»Ein grünes Monster«, sagte Melvyn Rigg kopfschüttelnd. »Das muß er sich wirklich aus den Fingern gesogen haben.«
Flynn schnippte mit dem Finger. »Der Schuß. Erinnert ihr euch an den Schuß? Wir glaubten, einen gehört zu haben, waren aber nicht sicher, weil zum selben Zeitpunkt der Wind so laut heulte. Vielleicht hat Barry geschossen.«
Hartwell zog seine Felljacke an. »Los«, sagte er zu Melvyn Rigg.
»Du kommst mit mir.«
»Und ich?« fragte Edward Flynn.
»Du bleibst hier und paßt auf Cary auf. Achte darauf, daß er sich nichts antut. Man kann nie wissen, was einer anstellt, wenn bei ihm eine Schraube locker ist.«
Sobald Rigg angezogen war, verließen die beiden Männer die Hütte.

Flynn beugte sich teilnahmsvoll über Cary Lockhart. »Willst du mir nicht genau erzählen, was passiert ist?«

Lockhart schwieg.

»Es würde dich erleichtern. Bestimmt«, sagte Rigg.

Doch Lockhart schien ihn nicht zu hören.

Eiskristalle umtanzten die durch den zunehmenden Sturm stapfenden Männer. Wie Tausende kleiner spitzer Nadeln stachen sie ins Gesicht.

»Mist!« knurrte Edward Flynn. »Ich hatte gehofft, in dieser Nacht nicht mehr raus zu müssen.«

»Ich auch. Aber was soll man machen. Irgendeinen Grund muß Carys Sinnesverwirrung schließlich haben.«

Sie erreichten die Hütte, in der Barry McQuest und Cary Lockhart wohnten. Frederic Hartwell öffnete die Tür, ohne anzuklopfen. Während er eintrat, rief er den Namen des Kollegen.

Keine Antwort.

»Barry!« rief Hartwell noch einmal. Diesmal lauter. »Bist du da?«

Es blieb alles still in der Hütte. Die Männer blickten in die Schlafkoje. Beide Betten waren unberührt.

Hartwell wandte sich an Flynn. »Was sagst du dazu?«

»Eigenartig.«

»Finde ich auch.«

»Aber Cary kann doch unmöglich die Wahrheit gesagt haben. Grüne Monster gibt es nicht«, meinte Flynn.

»Richtig«, sagte Hartwell und nickte. »Aber es steht fest, daß Barry McQuest verschwunden ist.«

»Nicht unbedingt. Er kann irgendwo draußen sein.«

»Suchen wir ihn«, entschied Frederic Hartwell. »Ist dir aufgefallen, daß die Hunde nicht neben der Hütte liegen?«

»Ja. Ich dachte, sie hätten sich hinter der Hütte verkrochen.«

Hartwell schüttelte den Kopf. »Sie liegen immer dort, wo ihnen der Wind am wenigsten anhaben kann.«

Die Männer verließen die Hütte und stellten gleich darauf fest, daß nicht nur die Hunde, sondern auch der Schlitten nicht da waren.

»Das mißfällt mir immer mehr«, sagte Flynn.

Hartwell kniff die Augen zusammen. Sein Atem stieg ihm ständig in den Bart. Die Kälte ließ ihn zu Eis erstarren. Frederic Hartwell schaute sich suchend um. Er entdeckte eine Eiswand, die senkrecht aufragte und am Nachmittag garantiert noch nicht dagewesen war.

Davor stand der Schlitten.

Hartwell machte Flynn darauf aufmerksam.

Sie liefen auf die Wand zu, sahen die Spuren von McQuest und Lockhart, die der Schnee allmählich zudeckte.

Plötzlich stieß Flynn einen erschrockenen Schrei aus. Er wies auf den toten Schlittenhund, den er entdeckt hatte. Hinter der steil

aufragenden Eisplatte lagen die anderen Tierkadaver.

Und Spuren waren da, die weder einem Fuß noch einer Flosse glichen.

»Mein Gott, Cary wird doch nicht etwa doch die Wahrheit gesagt haben!« flüsterte Edward Flynn.

»Fang du nicht auch zu spinnen an«, sagte Frederic Hartwell unwillig.

»Aber diese Spuren…«

»Dafür gibt es bestimmt eine ganz simple Erklärung.«

»Sag sie mir.«

»Noch kenne ich sie nicht«, erwiderte Hartwell.

»Sieh dir das Eis an. Es ist von innen her aufgebrochen.«

»Wir werden's untersuchen. Morgen. Bei Tageslicht«, sagte Hartwell. »Jetzt suchen wir Barry.« Sie folgten den seltsamen Spuren.

Doch schon nach wenigen Yards verloren sie sich auf dem blanken Eis und waren nicht wiederzufinden. Eine Stunde blieben Hartwell und Flynn draußen, aber es gelang ihnen nicht, herauszubekommen, wo Barry McQuest steckte.

Enttäuscht und durchfroren kehrten sie in ihre Hütte zurück.

Lockharts Zustand war unverändert. Er war so gut wie nicht ansprechbar. Wenn er überhaupt etwas sagte, dann sprach er vom grünen Monster.

»Was machen wir mit ihm?« erkundigte sich Melvyn Rigg.

»Wir lassen ihn morgen vom Sanitätshubschrauber abholen und ins Krankenhaus bringen«, sagte Hartwell.

»Und heute nacht?«

»Bleibt er hier«, entschied Frederic Hartwell.

»Was ist mit Barry?« wollte Rigg wissen.

Hartwell hob die Schultern. »In dem Punkt hat Cary recht. Barry McQuest ist verschwunden. Wir werden morgen noch mal nach ihm suchen.«

»Hoffentlich finden wir ihn – lebend«, sagte Edward Flynn ernst.

Aber seine Augen verrieten, daß er nicht mehr damit rechnete.

***

Wir hatten Großeinsatz.

Ein grünes Monster war in London aufgetaucht. Mit einem mächtigen Horn auf dem Schädel. Abscheulich anzusehen. Mit Krallenhänden und Augen, die angeblich glühten.

Das war die offizielle Beschreibung von Augenzeugen. Ich selbst hatte das Ungeheuer noch nicht zu Gesicht gekriegt.

Letzten Meldungen zufolge hatte sich die Bestie zwischen Wapping und Shadwell in den U-Bahn-Schacht zurückgezogen. Ein großes Polizeiaufgebot hatte es gejagt.

Zunächst hatte man allgemein die Meinung vertreten, es würde sich um einen maskierten Verrückten handeln, der die Leute zu erschrecken beabsichtigte. Aber dann hatte die Bestie eine Frau angegriffen und verletzt – und das hatte Großalarm bei Scotland Yard ausgelöst.

Ich war gerade dabei gewesen, die Briefe, die meine Sekretärin Glenda Perkins für mich getippt hatte, zu unterschreiben, als mich der Anruf erreicht hatte. Einer meiner Kollegen hatte hastig gesagt:

»Ich glaube, es gibt mal wieder Arbeit für Sie.«

»Und wieso glauben Sie das?«

»Weil ein grünes Ungeheuer in unserer Stadt aufgetaucht ist. Niemand weiß, woher es kommt. Ist plötzlich da und versucht Leute umzubringen.«

Ich verlangte einen genauen Bericht und bekam ihn. Als mein Kollege geendet hatte, sagte ich: »Bin schon unterwegs!« Dann legte ich den Hörer auf, riß ihn aber sofort wieder hoch und wählte Sukos Nummer.

Seine Freundin Shao hob ab.

»Hallo, Shao, ist der grobe Klotz in der Nähe?«

»Er sitzt neben mir.«

»Sag ihm, es ist vorläufig aus mit Händchenhalten. Ich habe einen Job für ihn.«

»Gefährlich?« fragte Shao besorgt.

Diese Frage war mehr als berechtigt, denn was Suko und ich in jüngster Vergangenheit erst wieder erlebt hatten, war schlimm genug gewesen.

Ich erinnere zum Beispiel an unser Abenteuer auf Abbey Island, wo wir gegen Riesenechsen und anderes Getier kämpfen mußten.

Ganz zu schweigen von Solo Morasso, alias Dr. Tod, sowie Tokata, dem Samurai des Satans, und Lady X, die ganz versessen darauf gewesen waren, uns das Lebenslicht auszupusten. Außerdem gehörten zur Mordliga Mr. Mondo und Lupina.

Es war mir zwar gelungen, mit meinem silbernen Bumerang Tokata den linken Arm abzutrennen, aber war das ein so großartiger Erfolg gewesen? Ich bezweifelte es, denn bei dieser Aktion hatte ich meine magische Waffe verloren.

Dr. Tod besaß sie jetzt, und das war mehr als gefährlich.

Während ich darauf wartete, daß Shao den Hörer an Suko weitergab, fiel mir auch unser Kampf gegen Asmodinas Höllenschlange ein. Das Scheusal war so groß wie das Haus gewesen, in dem ich wohne, und es hatte danach ausgesehen, als würde es diesem Monster gelingen, meine Freunde und mich – wir wollten Shaos Geburtstag feiern – zu vernichten.

»Ja, John?« kam die Stimme meines chinesischen Partners durch den

Draht.

»Schluß mit Faulenzen. Wir begeben uns auf Monsterjagd«, sagte ich und berichtete in Schlagworten, was sich ereignet hatte.

Die Station, an der ich meinen Freund erwarten wollte, hieß Wapping.

Er kam mit seiner Harley Davidson angebraust.

Alle Ausgänge waren von Polizisten besetzt. Der U-Bahn-Teilabschnitt war hermetisch abgeriegelt.

Das grüne Monster saß in der Falle.

Wir brauchten es uns nur noch zu schnappten. Das hörte sich allerdings einfacher an, als es in Wirklichkeit war. Wir mußten auf der Hut sein, denn wenn wir den Meldungen Glauben schenken durften – und warum sollten wir das nicht tun? –, dann war das grüne Scheusal ein ganz gefährliches Biest.

Der U-Bahn-Verkehr war vorübergehend eingestellt worden.

Jeder Polizeibeamte war auf seinem Posten.

Es blieb jedoch Suko und mir überlassen, das Ungeheuer im Underground-Tunnel aufzustöbern und zur Strecke zu bringen.

Suko hatte seine Dämonenpeitsche mitgebracht. Wir liefen die Stufen der U-Bahn-Station hinunter. Der Bahnsteig war leergefegt.

Die Polizei hatte alle Personen nach oben gebracht.

Mein Freund und ich waren allein.

Man hatte uns Handlampen ausgehändigt. Noch brauchten wir sie nicht, denn die unterirdische Station war elektrisch beleuchtet.

Später, im Stollen, würden wir sie einschalten.

»Welche Richtung?« fragte der Chinese.

Ich wies mit dem Kopf dorthin, wo Shadwell lag. »Irgendwo zwischen hier und Shadwell steckt der grüne Teufel.«

»Ein Abgesandter der Hölle?«

»Anzunehmen.«

»Ob Asmodina für sein Erscheinen verantwortlich ist?«

»Zuzutrauen wär's ihr.«

»Den Tag, an dem wir die Tochter des Teufels besiegen, streiche ich dick rot in meinem Kalender an«, sagte Suko.

»Wir könnten ihn zum Feiertag erheben«, schlug ich vor.

»Keine schlechte Idee.«

Aber von einem Sieg über Asmodina waren wir noch meilenweit entfernt. Sie war zu gerissen, und sie wußte sich immer rechtzeitig in Sicherheit zu bringen, wenn es für sie kritisch wurde.

Sie schob lieber andere vor, ließ diese in ihrem Sinne schalten und walten. Wie zum Beispiel Dr. Tod, der gerade dabei war, seine Mordliga zu gründen.

Liebe Güte, da kam noch was auf uns zu – und wir hatten keine Möglichkeit, es zu verhindern, denn hinter Dr. Tod stand Asmodina,

ihn unterstützte also die große Macht der Hölle.

Der U-Bahn-Tunnel bestand aus zwei Röhren, die sich etwa Yards von der Station entfernt vereinigten. Wenn wir gründlich sein wollten, mußten wir uns trennen. »Welche Röhre nimmst du?« fragte ich den hünenhaften Chinesen.

»Die linke. Ist mir um eine Spur sympathischer als die rechte.«

»Wir treffen uns da, wo die Röhren zusammenkommen, okay?«

»Okay.«

»Sieh dich vor!«

»Du dich auch«, sagte Suko und eilte davon.

In diesem Augenblick war seine Zukunft ebenso ungewiß wie die meine.

***

Ich tauchte in die Dunkelheit ein. Meine Nerven waren straff gespannt. Ich durfte mir keinen Fehler leisten, denn das konnte meinen Tod zur Folge haben. Meines Sinnesorgane waren sensibel auf Empfang eingestellt. Ich hätte das geringste Geräusch gehört, doch es herrschte absolute Stille in dem Stollen.

Ich knipste die Handlampe an. Überlaut kam mir das Geräusch vor.

Der grelle Schein bohrte sich in die Finsternis. Wenn ich einen Schritt machte, schob sich automatisch auch der Lichtschein weiter nach vorn. Ich leuchtete die Tunnelwände ab, ließ mir Zeit.

Es war wichtig, gewissenhaft vorzugehen. Wie lange das dauerte, war ohne Bedeutung. Es wäre falsch gewesen, durch den Tunnel zu laufen, denn dann hätte die Gefahr bestanden, daß ich das grüne Monster übersah, und das durfte mir auf keinen Fall passieren.

Es gab gemauerte Nischen, in die sich die U-Bahn-Arbeiter zurückziehen konnten, wenn ein Zug kam. In einigen davon entdeckte ich rostiges Werkzeug. Man schien es hier vergessen zu haben.

Von Schwelle zu Schwelle schritt ich. Sicherheitshalber holte ich meine Beretta aus der Schulterhalfter. Die Pistole war mit geweihten Silberkugeln geladen, und ich war zuversichtlich, daß ich das grüne Monster damit erledigen konnte.

200 Yards legte ich zurück.

Nichts geschah.

Meine Spannung wuchs, wurde langsam unerträglich.

Ich wurde nicht angegriffen und fand auch keine Spur des unheimlichen Gegners. Befand es sich nicht hier? Strapazierte ich meine Nerven in diesem Streckenabschnitt umsonst?

Auch das war möglich.

Aber ich ließ mich nicht gehen, blieb weiter unter Hochspannung.

Das grüne Höllenwesen sollte nicht die geringste Chance kriegen.

Ich stolperte und zerbiß einen Fluch zwischen den Zähnen.

Seltsamerweise hatte ich das Gefühl, aus der Dunkelheit heraus beobachtet zu werden. Doch so weit meine Handlampe leuchtete, war nichts.

Ein leerer Stollen lag vor mir. Mit Schienen und Schwellen. Und kahlen Wänden. Vielleicht hielt das Ungeheuer sich in der anderen Röhre auf. Dann mußte Suko darauf stoßen.

Oder es befand sich weiter weg von der Wapping Station.

Dann würden mein Freund und ich es gemeinsam aufstöbern.

Übersehen würden wir es nicht, dessen war ich mir sicher.

Entwischen konnte uns die Bestie auch nicht, denn alle Fluchtmöglichkeiten waren von Polizeibeamten mehrfach besetzt.

Mit federnden Schritten ging ich weiter.

Plötzlich vernahm ich ein aggressives Knurren. Meine Haare sträubten sich. Der Laut hallte unheimlich durch den Tunnel. Es war nicht einwandfrei festzustellen, woher er kam.

Und dann hörte ich Sukos aufgeregte Stimme: »Jooohn!«

Da startete ich…

***

Der Chinese tastete sich ebenso aufmerksam durch die Röhre wie ich. Nicht die geringste Kleinigkeit entging ihm. Obwohl er gewissenhafter nicht hätte sein können, kam er doch relativ rasch vorwärts.

Suko atmete ruhig. Sein Herz schlug nicht schneller als sonst. Er war zuversichtlich, daß er mit dem grünen Monster fertigwerden würde, wenn er ihm begegnete.

Er verließ sich da ganz auf seine Dämonenpeitsche – und natürlich auch auf seine große Kraft.

Angeblich war das grüne Monster nicht größer als ein mittelgroßer Mann, also kleiner als Suko. Deshalb fühlte sich der Chinese mit den Körpermaßen eines Sumoringers dem unheimlichen Gegner auf jeden Fall ebenbürtig.

Suko blieb stehen.

Er lauschte und hörte das Klappern von Steinen. Er war sofort alarmiert. Jemand schien sich klammheimlich davonstehlen zu wollen. Suko ging weiter. Nun etwas schneller.

Der grelle Schein seiner Handlampe huschte über die schmutzigen Tunnelwände. Der Gleiskörper lag auf zum Teil faustgroßen Steinen, die der Rost, der von den Schienen abfiel, rot gefärbt hatte.

Ein solcher Stein hatte geklappert.

Da Steine tote Materie sind, mußte jemand darauf getreten sein.

Wer? John? Nein, John konnte es nicht gewesen sein. Der befand sich in der anderen Röhre, und bis sich die beiden Röhren vereinigten, waren noch 100 Yards zurückzulegen.

John also nicht.

Blieb nur noch…
Suko hakte die Dämonenpeitsche vom Gürtel los. Sie hatte einst Myxin, dem Magier, gehört. Damals hatte Myxin sich noch auf der anderen Seite befunden, hatte das Sinclair-Team bekämpft. Seither war viel geschehen. Asmodina hatte den Magier seiner gesamten Macht beraubt, weil er sich erdreistet hatte, sie zu bekämpfen, und nun irrte Myxin irgendwo in der Weltgeschichte herum, wälzte Rachegedanken und war auf der Suche nach seinen verlorenen übersinnlichen Fähigkeiten.
Suko beschrieb mit der Dämonenpeitsche einen raschen Kreis in der Luft. Die drei Riemen schnellten aus dem Griff. Die Peitsche war einsatzbereit.
Suko setzte seinen Weg fort.
Nun spannten sich seine Nerven doch.
Sein Atem ging unwesentlich schneller.
Der Jagdinstinkt trieb ihn vorwärts. Das Jagdfieber brannte unter seiner Haut. Er haßte jede Art von Dämonen, und es war ihm eine Freude, sie zu vernichten.
Plötzlich ein aggressives Knurren.
Rechts.
Und dann schnellte das grüne Scheusal aus der Mauernische hervor.
»Jooohn!« schrie der Chinese. Gleichzeitig holte er mit der Dämonenpeitsche aus.

***

Mit langen Sätzen hetzte ich durch den Stollen. Ich brauchte das grüne Monster nicht mehr länger zu suchen. Suko hatte es gefunden. Meine Pflicht war es nun, dem Freund beizustehen. Der Chinese sollte nicht ohne Unterstützung bleiben. Gemeinsam konnten wir viel effektiver zuschlagen als jeder für sich allein.
Atemlos erreichte ich die Stelle, wo aus beiden Röhren ein Tunnel wurde.
Ich hörte es klatschen.
Suko hatte mit der Dämonenpeitsche zugeschlagen.
Aber nicht getroffen.
Die Bestie stürzte sich brüllend auf ihn. Ich sah sie. Das Licht meiner Handlampe fiel direkt auf das Ungeheuer. Es sah grauenerregend aus. Widerlich, mit seinen blauen Aderbeulen, den lappigen Muskelfetzen, die von seinem kraftstrotzenden Körper hingen.
Es riß das häßliche Fischmaul auf und wollte Suko eine Doppelreihe spitzer Haizähne in den Arm schlagen.
Der Chinese riß den Arm jedoch blitzschnell zurück und holte erneut mit der Peitsche aus. Aber er kam nicht dazu, zuzuschlagen, denn das grüne Monster wuchtete sich ihm entgegen.

Suko mußte zurückweichen.
Er blieb mit den Hacken am oberen Rand einer Schwelle hängen.
Um ein Haar wäre er gestürzt. Er fing sich gerade noch, ruderte mit den Armen durch die Luft.
Ich konnte nicht schießen, denn wenn ich das Monster aus irgendeinem Grund verfehlt hätte, hätte ich meinen Freund getroffen.
Der Schreckliche wollte dem Chinesen sein massives Horn in den Bauch jagen. Suko wich im allerletzten Moment aus. Meine Kopfhaut hatte sich schon zusammengezogen.
Jetzt schlug der Hüne mit der Peitsche zu.
Es war unglaublich, wie schnell die Bestie zu reagieren vermochte.
Gedankenschnell federte sie zur Seite. Klatsch. Wieder hatten die Riemen nicht getroffen. Nun setzte das Scheusal seine Kralle gegen den Chinesen ein.
Ich war nur noch zwei Yards von dem grünen Monster entfernt.
Da hörte ich das häßliche Ratschen von Stoff. Gleichzeitig sah ich, wie sich Sukos Gesicht verzerrte. Er schrie nicht. Aber er mußte furchtbare Schmerzen haben. Die Krallen hatten sich in seine Schulter gegraben. Ihm entfiel die Dämonenpeitsche. Blut schoß aus den Wunden.
Es hätte nicht gut für meinen Freund ausgesehen, wenn ich nicht zur Stelle gewesen wäre.
In vollem Lauf warf ich mich gegen die Bestie.
Ich drehte den Oberkörper ein wenig und beförderte das Ungeheuer mit meiner Schulter zur Seite.
Das Höllenwesen verlor die Balance. Es stolperte über die Schienen, kippte fauchend nach hinten weg und fiel.
Jetzt bestand keine Gefahr mehr, daß ich Suko verletzte, wenn ich feuerte. Ich fackelte nicht lange. Ehe das grüne Monster aufspringen und sich auf mich stürzen konnte, richtete ich die Silberkugel-Beretta auf den gefährlichen Gegner und drückte eiskalt ab.
Und gleich noch einmal.
Die beiden Kugeln wühlten sich in den grünen Leib.
Das Untier zuckte konvulsivisch.
Es hieb mit seinen Pranken nach mir, aber ich war weit genug von ihm entfernt, um nicht getroffen zu werden. Noch einmal zog ich mitleidlos den Stecher durch.
Diesmal stanzte das geweihte Silber ein Loch in den häßlichen Schädel der Bestie. Ein unbeschreiblich markerschütternder Laut kam aus ihrem Maul. Sie streckte sich und erschlaffte.
Das Wesen war besiegt.

***

Ich kümmerte mich nicht weiter um das Scheusal. Nun war es mir

wichtig, zu erfahren, wie es Suko ging. Mein Partner war blaß geworden unter seiner gelben Haut.

»Schlimm?« fragte ich ihn teilnahmsvoll.

»Ich werde es überleben.«

»Laß mal sehen.«

»Mach nicht so viel Aufhebens, John.«

»Das muß von einem Arzt behandelt werden. Daran dürfen wir nicht selbst herumdoktern«, sagte ich.

»Hör mal, übertreib doch nicht so sehr, John.«

»Du hat Schmerzen, ich sehe es dir an.«

»Sie sind auszuhalten.«

»Dann heb mal die Dämonenpeitsche auf.«

Suko bückte sich. Er wollte mit der linken Hand nach dem Peitschengriff fassen.

»Seit wann bis du Linkshänder?« fragte ich.

»Seit eben.«

»Seit du deinen rechten Arm nicht mehr gebrauchen kannst«, stellte ich richtig.

Suko wollte das nicht gelten lassen. Er hob die Peitsche mit der Rechten auf, und ich sah, wie ihm der Schmerz den Schweiß aus den Poren trieb.

»Dickschädel«, sagte ich ärgerlich.

Plötzlich weiteten sich Sukos Schlitzaugen, soweit dies möglich war. Schon lange hatte ich meinen Freund und Kampfgefährten nicht mehr so verblüfft gesehen.

Zuerst dachte ich, er würde mich anstarren, aber dann fiel mir auf, daß er an mir vorbeisah. Auf das tote Monster.

War es am Ende nicht tot?

Ich wirbelte herum.

Und da sah ich auch, was passierte. Das mißgestaltete Wesen veränderte sich. Die grüne Haut wurde heller, nahm eine rosige Färbung an. Der Schädel veränderte sich. Die Mißbildungen verschwanden. Innerhalb weniger Augenblicke hatten wir einen jungen Mann vor uns.

Tot.

Natürlich.

Denn ich hatte ihn erschossen!

***

Ich würgte. Mir war, als hätte mir jemand einen fürchterlichen Magenhaken verpaßt. »Mein Gott«, kam es leise über meine Lippen.

»Wenn ich das geahnt hätte…«

»Was hättest du dann getan?« fragte Suko.

»Ich hätte versucht, ihn zu retten. Er war besessen. Er war ein

Mensch, den sich dieses grüne Monster als Wirtskörper ausgesucht hat.«

»Es ist nicht sicher, ob du ihn hättest retten können, John«, sagte der Chinese.

»Ich hätte es auf jeden Fall versucht.«

»Manchmal gehen Mensch und Dämon eine Verbindung ein, die man nicht mehr trennen kann, das weißt du«, sagte Suko.

Natürlich wußte ich es. Dennoch litt ich unter dieser Situation, weil vor mir kein Monster lag, sondern dieser junge fremde Mann, der ein so reines, unschuldiges Gesicht hatte.

Es war zum Heulen.

Suko konnte verstehen, wie ich mich fühlte. Er legte seinen schweren Arm um meine Schultern. »Komm. Wir müssen die Großaktion ablasen. Die U-Bahn muß so bald wie möglich wieder fahren. Und wir müssen den Polizisten mitteilen, daß sie nicht mehr länger unter Streß zu stehen brauchen.«

Wir verließen den Tunnel.

Ich fühlte mich scheußlich.

Als wir die U-Bahn-Station verließen, redeten mehrere Polizisten auf einmal auf mich ein. Ich berichtete, was sich ereignet hatte.

Suko wurde inzwischen vom Polizeiarzt betreut.

»Dann können wir die Sache beenden, Oberinspektor«, sagten die Kollegen.

Ich nickte. Und ich verlangte: »Ich will alles über den Toten erfahren. Wie er heißt. Wo er gewohnt hat. Alles.«

»Okay, Oberinspektor.«

Was noch zu tun war, erforderte nicht mehr unsere Anwesenheit.

Ich rief im Büro an und sagte, daß man heute nicht mehr mit mir rechnen könne. Dann setzte ich mich in meinen silbermetallicfarbenen Bentley und fuhr nach Hause. Suko war schneller da.

Mit seiner Harley Davidson konnte er sich an allen Kreuzungen ganz nach vorn schlängeln, während ich in der Blechschlange eingekeilt war und nur dann fahren konnte, wenn der gesamte Pulk weiterrollte.

Shao und Suko ließen es nicht zu, daß ich mich allein in meinem Appartement vergrub. Sie holten mich zu sich rüber. Suko hatte sich inzwischen umgezogen. Er lehnte im Sessel und schonte seinen rechten Arm.

Shao wußte bereits, was vorgefallen war.

Sie versuchte meine Selbstvorwürfe zu zerstreuen, aber es gelang ihr nicht.

Ich blieb zwei Stunden bei meinen Freunden.

Dann zog ich mich in meine Wohnung zurück.

Tags darauf erfuhr ich telefonisch von einem Kollegen, was ich wissen wollte. Er rief mich zu Hause an. Ich war gerade mit dem

Frühstück fertig. Als das Telefon anschlug, grapschte ich mir den Hörer.

»Sinclair.«

»Guten Morgen, John. Wir wissen jetzt, wer der Junge war, den Sie…«

Es war für mich, als würde jemand das Messer in der Wunde umdrehen. »Ja? Und?« sagte ich. Meine Stimme klang mir fremd.

»Sein Name war Elias Cox. Er war 19 Jahre. Medizinstudent. Hervorragende Zensuren. Ein Musterschüler.«

Auch das noch, dachte ich.

»Er hätte eine große Zukunft gehabt«, fuhr mein Kollege fort.

»Hatte keine Eltern mehr. Wohnte zur Untermiete. Wir haben uns in seiner Wohnung bereits gründlich umgesehen. Nichts, was für Sie von Interesse sein könnte. Seine Freunde mochten ihn. Er war hilfsbereit, verdiente sich sein Taschengeld mit Nachhilfestunden. Keinerlei Verbindung zu magischen Zirkeln. Er hatte auch garantiert noch nie an einer schwarzen Messe teilgenommen, und was ein Dämon ist, wußte er höchstens vom Kino.«

Ich machte mir Notizen, schrieb mir auch die Adresse auf und bedankte mich für den Anruf.

Daß ich ein so wertvolles Mitglied der menschlichen Gesellschaft getötet hatte, traf mich nur noch tiefer unter der Gürtellinie.

***

Es war Freitag.

Clayton Pool kam kurz nach 14 Uhr nach Hause. Von Montag bis Donnerstag arbeitete er länger. Nur Freitags war Frühschluß, und Pool brauchte sich nichts zu essen in die Firma mitzunehmen, sondern er sparte sich seinen Hunger auf und fiel über das zumeist recht köstliche Mahl seiner Frau zu Hause her.

Clayton und Charlotte Pool waren seit zwei Jahren verheiratet.

Die Nachbarn mochten sie. Sie hatten zu allen ein gutes, zu manchen sogar ein freundschaftliches Verhältnis.

Pool schellte.

Das Haus, das er mit seiner Frau bewohnte, war einstöckig. Es gehörte ihnen nicht. Sie bezahlten Miete, waren aber für sich allein.

Charlotte Pool öffnete. Sie trug noch ihre blaue Schürze, auf die eine rot karierte Känguruhtasche aufgenäht war. Das blonde Haar hatte sie hochgesteckt. Kleine Bergkristallohrringe baumelten an ihren zarten Ohrläppchen.

»Hallo, Darling«, sagte sie. »Du mußt dich noch einen Augenblick gedulden. Ich bin gleich soweit.«

»Ich habe einen Mordshunger.«

»Es dauert bestimmt nicht mehr lange. Nimm dir inzwischen einen

Drink.«

»Bei meinem leeren Magen wäre ich sofort blau«, sagte Clayton Pool grinsend. Er küßte seine Frau im Vorbeigehen. Sie schloß die Tür und verschwand wieder in der Küche.

Er hörte sie hantieren.

»Was gibt's denn Gutes?« fragte er laut.

»Ein Rezept aus good old Germany: Sauerbraten mit Rosinen.«

»Es riecht schon köstlich.«

»Das Fleisch ist noch nicht gar.«

Pool mixte sich einen leichten Drink. Wenig Whisky. Viel Soda.

Er setzte sich und schlug die Beine übereinander. Ein kleines Lächeln umspielte seine Lippen.

Er liebte Charlotte, war gern mit ihr verheiratet. Sie bemühte sich, ihm die Ehe so angenehm wie möglich zu machen. Und so abwechslungsreich wie möglich. Pool war jetzt 24. Mit 22 hatte er geheiratet, und bevor er Charlotte kennengelernt hatte, hatte er keine Gelegenheit ausgelassen. Er hatte alles mitgenommen, was er kriegen konnte, und nun wußte er, daß er keine bessere Frau als Charlotte finden konnte. Deshalb kam er auch nicht auf den Gedanken, ihr untreu zu sein.

Sein Freund Merryl fiel ihm ein.

Der hatte seine Frau schon in den Flitterwochen betrogen. Für den wäre es wohl besser gewesen, er hätte nicht geheiratet. Aber da er, Clayton Pool, in den Hafen der Ehe eingelaufen war, hatte das auch Merryl angestrebt, ohne zu wissen, daß er für eine dauernde Verbindung noch nicht reif war.

Es läutete.

»Machst du mal auf, Darling?« rief Charlotte aus der Küche.

»Erwartest du jemand? He, du hast doch hoffentlich niemand zum Essen eingeladen.«

»Ich hätte dich bestimmt vorher gefragt, ob es dir recht ist«, gab Charlotte Pool zurück.

Clayton Pool stellte sein Glas weg und erhob sich. Er begab sich zur Tür und öffnete. Niemand stand draußen. Nur ein kleines Päckchen lag auf dem Fußabstreifer. Fast quadratisch.

Pool hob das Päckchen auf. Für seine Größe war es ziemlich schwer.

Pool trug es ins Haus.

»Wer war es?« fragte Charlotte.

»Niemand«, antwortete er. »Man hat bloß ein Werbegeschenk auf den Fußabstreifer gestellt.«

»Was ist es denn?«

»Ein Päckchen. Relativ schwer.« Pool schüttelte es. »Bin gespannt, was sich darin befindet.«

»Mach es später auf«, bat ihn Charlotte. Sie betrat mit einem Tablett

den Raum. »Das Essen ist fertig. Es schmeckt am besten, wenn es warm ist.«

Clayton Pool zog die Luft genießend ein. »Einmalig. Du bist eine gottbegnadete Köchin.«

»Der auch hin und wieder was danebengeht.«

»Kein Mensch ist unfehlbar«, entschuldigte Pool seine Frau. Er stellte das Päckchen auf die Kommode und begab sich zum gedeckten Speisetisch. Charlotte gab ihm reichlich, und er nahm sich nachher noch mal so viel, so gut schmeckte es ihm.

Er sparte nicht mit Lob, und Charlotte nahm es zufrieden lächelnd entgegen. Nach dem Essen rauchte Clayton Pool seine Verdauungszigarette. Er war rundum zufrieden.

»Hast du schon ein Programm für heute nachmittag?« fragte er seine Frau.

»Nein.«

»Wir könnten ins Kino gehen.«

»Gute Idee«, sagte Charlotte. Sie servierte ab und brachte ein Messer.

»Wofür brauche ich das?« fragte Pool.

»Zum Öffnen des Päckchens.«

Pool schlug sich auf die Stirn. »Ach ja, daran habe ich nicht mehr gedacht.«

Er ging mit dem Messer zur Kommode und ergriff das Päckchen.

Schmunzelnd meinte er: »Ich kriege gern Geschenke.«

»Wer nicht?«

Pool hielt das Päckchen hoch. »Willst du raten, was drin ist?«

»Ich komme ja doch nicht drauf. Gibt es keinen Absender?«

»Keinen Absender. Keinen Adressaten. Nichts.«

»Sonderbar.«

»Vielleicht erfahren wir Näheres über denjenigen, der uns beschenkt hat, wenn wir hineinsehen.«

»Wenn du eine hochgestelle Persönlichkeit des öffentlichen Lebens wärst, würde ich dir davon abraten«, sagte Charlotte.

»Wieso?«

»Weil sich eine Bombe in dem Päckchen befinden könnte.«

»Mal sehen, was hier drin ist«, sagte Clayton Pool und durchtrennte die Schnur mit einem raschen Schnitt. Dann nahm er das Packpapier ab und hatte eine kleine weiße Schachtel vor sich. Er öffnete gespannt den Deckel. Seidenpapier knisterte.

»Etwas Wertvolles wird es wohl kaum sein«, sagte Pool. Er kippte die Schachtel. Der Gegenstand, der vom Seidenpapier umhüllt war, rutschte heraus. »Jetzt wird’s spannend«, sagte Pool grinsend.

»Willst du nicht doch noch raten? Letzte Gelegenheit. Nein? Okay, dann lüften wir das Geheimnis.«

Pool nahm das Seidenpapier ab.

Und dann stand ein grünes Monster vor den beiden!

***

Zehn Zentimeter groß war es. Trotzdem war seine Scheußlichkeit kaum zu überbieten. Es schien aus Stein zu sein, war hart und leblos. Charlotte Pool starrte das Ding entgeistert an.

»Was ist das, Clayton?«

»Ein Geschenk von Mr. Unbekannt.«

»Ich finde es geschmacklos.«

»Aber es ist herrlich gearbeitet. Sieh dir dieses kleine Scheusal genauer an. Es ist ein Meisterwerk. Geschaffen von Künstlerhand.«

»Geschaffen von einem Verrückten. Wer kommt auf die Idee, so etwas Abstoßendes herzustellen? Es widerstrebt mir, dieses kleine Ungeheuer anzusehen. Ich empfinde Abscheu beim Betrachten.«

»Das zeichnet den Künstler nur noch mehr aus«, sagte Clayton Pool. »Wenn man beim Betrachten seines Werkes etwas empfindet, dann hat er Großes geleistet.«

Charlottes Brauen zogen sich zusammen. »Gefällt dir dieses Scheusal etwa?«

»Es fasziniert mich.«

»Mich ängstigt es. Ich habe so ein Gebilde noch nie gesehen. Es muß von einem kranken Gehirn erdacht worden sein.«

»Geniale Künstler sind niemals ganz normal«, sagte Clayton Pool. Er drehte das grüne Monster langsam herum, betrachtete es von allen Seiten. Wie angeschwollen traten die Aderknoten hervor.

Ein Netz von blauen Adern überzog das ganze Wesen.

»Es hat ein Horn, ist weder Fisch noch Mensch, noch Tier. Was ist es?« fragte Charlotte. »Was soll es darstellen, Clayton? Kannst du mir das sagen?«

»Ich habe nicht die geringste Ahnung, Charlotte.« Pool blickte sich um. Er suchte einen Platz, wo er das kleine Monster aufstellen konnte.

Als Charlotte seine Absicht erkannte, erschrak sie. »Clayton, du hast doch nicht etwa die Absicht, dieses Ungeheuer zu behalten?«

»Warum nicht?«

»Ich habe Angst davor.«

»Es ist doch nur aus Stein.«

»Trotzdem…«

»Sieh mal, zurückschicken kann ich es nicht, weil ich nicht weiß, wer es uns gesandt hat…«

»Dann wirf es weg.«

»Dafür ist es zu schade.«

Charlotte schüttelte heftig den Kopf. »Ich will es nicht im Haus haben, Clayton. Es ist unheimlich. Es birgt eine Gefahr in sich. Ich fühle es.«

»Sei nicht kindisch, Charlotte. Glaub mir, du brauchst davor keine Angst zu haben. Es ist nichts. Eine Spielerei nur. Wir werden die Figur unseren Freunden zeigen. Es wird ein Heidenspaß sein, wenn sie sich davor ekeln, sich aber bemühen, es uns nicht zu zeigen, weil sie uns nicht verletzen möchten.« Pool stellte die Figur auf der Kommode neben die gläserne Obstschüssel. »Das ist von nun an sein Stammplatz. Du wirst dich an ihn gewöhnen und ihn bald nicht mehr sehen.«

Charlotte schwieg. Sie hätte sich gern durchgesetzt, doch Clayton Pool war in dieser Ehe die stärkere Persönlichkeit. Vielleicht hätte sie es auf einen Streit ankommen lassen sollen.

Aber sie wollte sich nicht mit Clayton streiten. Nicht wegen dieser verflixten Figur. Charlotte glaubte zu wissen, daß dem Biest ein Zwist in diesem Haus recht gewesen wäre, und diese Freude wollte sie ihm nicht machen.

Ja, für Charlotte Pool war die Figur nicht leblos.

Sie fühlte die Bosheit und Gemeinheit, die dieses kleine Stück aus Stein – oder was es sonst war – erfüllte, und sie wußte, daß sie sich zu recht davor ängstigte.

Das Unheil war ins Haus gekommen.

Es würde sich nicht so leicht wieder vertreiben lassen.

Schlimme Dinge würden kommen.

Charlotte Pool war davon felsenfest überzeugt. Ihr schien, als könne sie mit einemmal in die Zukunft sehen, und was sie da erblickte, ließ ihr die Gänsehaut über den Rücken laufen.

»Na schön«, sagte Charlotte trotzdem seufzend. »Dann soll sie in Gottes Namen eben da stehenbleiben.«

Clayton Pool grinste. »Vielleicht wirst du sie eines Tages sogar mögen.«

»Das bestimmt nicht«, sagte Charlotte schaudernd. Sie wandte sich ab, weil sie den Anblick des starren Scheusals nicht mehr länger ertragen konnte.

Sie gingen ins Kino. Der Film war langweilig. Danach drängte Charlotte aber nicht, wie gewöhnlich, aufs Nach-Hause-Gehen. Es zog sie nicht heim, denn zu Hause war diese schreckliche Figur.

Charlotte überredete ihren Mann, noch einen Eissalon aufzusuchen, und anschließend machten sie noch einen ausgiebigen Spaziergang am Themseufer. Spät kamen sie nach Hause.

Als Charlotte den Livingroom betrat, senkte sie den Blick. Sie wollte die Figur nicht sehen, doch etwas zwang sie, das grüne Monster anzusehen.

Als sie ihren Blick darauf richtete, weiteten sich ihre Augen. Sie erschrak zutiefst und rief ihren Mann.

»Was ist denn?« fragte der herbeigeeilte Clayton Pool.

»Sieh nur, Clayton. Sieh! Die Figur!« Charlotte wies mit zitterndem

Zeigefinger darauf.
»Was ist damit?«
»Sie ist… gewachsen!«

***

Clayton Pool schüttelte unwillig den Kopf. »Unsinn. Das kann sie nicht. Du weißt, daß so etwas unmöglich ist.«
»Sie ist größer geworden!« beharrte Charlotte. »Ganz bestimmt. Wieso fällt dir das nicht auf? Du mußt es doch ebenso sehen wie ich. Sie hat die Obstschüssel kaum überragt. Jetzt ist sie merkbar größer als diese.«
Clayton Pool schüttelte abermals den Kopf. »Das bildest du dir ein. Geh in die Küche. Mach irgend etwas zu essen, ich habe Hunger. Und vergiß um Himmels willen endlich diese harmlose Figur.«
»Wie kann ich das denn, wenn sie da steht?«
»Schluß jetzt, Charlotte«, sagte Pool scharf. »Ich will mit dir über die Figur nicht mehr diskutieren.«
Charlotte zog sich in die Küche zurück.
Es war nun doch zwischen ihr und Clayton zur Spannung gekommen, und die junge Frau war der Ansicht, daß es diese verdammte Figur genau darauf angelegt hatte.
Charlotte war darüber unglücklich.
Sie hatte schlimme Visionen.
Aber sie redete mit ihrem Mann nicht mehr über dieses Scheusal, von dem er sich partout nicht trennen wollte.
Am nächsten Tag war die Figur wieder größer geworden. Nun sah es auch Clayton Pool. Aber ihn ängstigte das nicht. Er fand es phänomenal. »Ein Stein, der wächst. Einmalig ist das. Oder ist es etwa kein Stein, aus dem das Wesen besteht?«
»Wesen?« fragte Charlotte erschrocken. »Du nennst es schon Wesen? Lebt es denn?«
Pool ließ sich auf keinen Wortwechsel ein. Er winkte ab.
Am Sonntag erreichte die Figur die doppelte Größe.
Für Clayton Pool immer noch kein Grund, unruhig zu werden.
»Bin gespannt, wie es sich weiter entwickelt«, sagte er.
»Warum wirfst du es nicht endlich in die Mülltonne?« fragte Charlotte verzweifelt. »Worauf wartest du? Bis du dazu nicht mehr in der Lage bist?«
»Wegwerfen kann ich es später immer noch. Warum sollte ich dazu nicht in der Lage sein?«
»Vielleicht hat es die Absicht, uns umzubringen.«
Pool wandte sich um und verließ ärgerlich das Zimmer. Die Hysterie seiner Frau ging ihm auf die Nerven. Wieso konnte sie nicht verstehen, daß ihn das Eigenleben dieses harten Materials interessierte? Warum

war sie nicht so erpicht wie er darauf, zu erfahren, wie sich das grüne Monster weiterentwickelte?

Er hatte keine Angst vor diesem Wesen.

Er fühlte sich zu ihm sogar auf eine eigenartige Weise hingezogen.

Obwohl Charlotte ihn bedrängte, verließen sie an diesem Tag nicht das Haus. Es war am Morgen nebelig gewesen. Später schien zwar die Sonne, aber Pool hatte nicht den Wunsch verspürt, sein Haus zu verlassen, und da fast immer das geschah, was er sagte, blieben sie zu Hause.

Der Nachmittag war für Charlotte langweilig.

Sie besserte die Wäsche aus, während Clayton Pool auf der Couch lag und in die Röhre guckte.

Nachdem er zahlreiche Sportsendungen konsumiert hatte, wollte er eine Kleinigkeit essen. Danach setzte er sich wieder vor die Flimmerkiste.

Der Film, der im Abendprogramm lief, gefiel ihm nicht. Da sich Charlotte von Anfang an nicht dafür interessiert hatte, schalteten sie das Gerät ab und gingen zu Bett.

Unwillkürlich streifte Charlotte die Figur mit einem kurzen Blick, als sie den Raum verließ, und wieder fiel ihr auf, daß das starre Scheusal um einige Zoll größer geworden war.

Sie schluckte eine diesbezügliche Bemerkung hinunter und löschte das Licht. Ganz leicht strahlten die Monsteraugen in der Dunkelheit…

»Montag«, brummte Clayton Pool, während er – auf dem Bett sitzend – seine Socken auszog und neben die Pantoffel fallen ließ.

»Eine neue Woche. Immer derselbe Trott. Manchmal kotzt es mich an.«

»Jeder muß arbeiten«, sagte Charlotte.

»Du nicht.«

»Hausarbeit ist auch eine Arbeit.«

»Die würde ich in einem halben Tag mit der linken Hand erledigen.«

»Na schön, dann suche ich mir gleich morgen früh einen Job, und du bleibst zu Hause.«

Pool grinste. »Okay. Aber es muß ein Job sein, der ebensoviel einbringt wie der meine.«

»So einen werde ich kaum finden.«

»Dann hat es keinen Zweck, daß wir die Rollen tauschen.«

»Ich finde es nicht fair von dir, daß du die Hausarbeit immer heruntermachst, Clayton.«

»Ist schon gut. Wir wollen jetzt schlafen. Ich habe morgen einen anstrengenden Tag.« Pool küßte seine Frau so flüchtig und desinteressiert, daß sie sich darüber ärgerte. Aber sie sagte nichts, löschte das Licht, drehte sich auf die Seite und versuchte zu schlafen.

Doch sie lag nur mit geschlossenen Augen da.

Eine Stunde verging.
Noch eine.
Und Charlotte hatte immer noch keinen Schlaf gefunden. In wachem Zustand quälten sie Alpträume. Sie sah fürchterliche Höllenwesen, die ins Schlafzimmer kamen.
Durch die geschlossene Tür!
Wesen, deren Abscheulichkeit jeden Menschen zutiefst erschrecken mußte. Sie krochen geduckt heran. Lauernd. Mordlüstern. Ihre klauenartigen Finger berührten das Bett, legten sich auf die Decke, wollten sie von Charlotte fortziehen. Sie klammerte sich daran fest, wollte schreien, doch ihre Stimme versagte. Graue Scheusale stiegen auf das Bett.
Charlotte Pool war in Schweiß gebadet.
Ihr Herz schien hoch oben im Hals zu schlagen. Die wahnsinnige Angst schien sie umzubringen.
Clayton bekam von alldem nichts mit. Er schlief mit tiefen, regelmäßigen Atemzügen.
Plötzlich ein Geräusch im Haus.
Auf der Treppe.
Hart und polternd!
Eiswasser floß mit einemmal durch Charlottes Adern. Sie riß die Augen verstört auf. Die Trugbilder waren schlagartig verschwunden, hatten sich sekundenschnell aufgelöst. Niemand war mehr im Schlafzimmer. Dafür aber war jemand auf der Treppe!
Es polterte wieder.
Das mußten Schritte sein.
Jemand kam die Treppe hoch!
Charlotte Pool bekam die Gänsehaut. Sie verkroch sich unter der Decke, aber auch dort vernahm sie die harten Schritte. Stufe um Stufe kamen sie höher. Wer konnte das sein? Ein Einbrecher? Oder diese abstoßende Figur? War sie zum Leben erwacht?
Hatte sie denn jemals nicht gelebt?
Charlotte zitterte. Ihr war heiß und kalt zugleich. Sie hielt es nicht mehr unter der Decke aus, glaubte, darunter erstricken zu müssen, denn sie pumpte immer wieder ihren sauerstoffarmen Atem in ihre Lungen. Furchtsam schlug sie die Decke zurück.
Die Schritte verrieten ihr, daß derjenige, der sich dort draußen befand, bereits die halbe Treppe zurückgelegt hatte. Und er stieg weiter die Stufen hoch.
»Es ist nicht auszuhalten!« flüsterte Charlotte verzweifelt. »Ich halte diese Angst nicht mehr aus!«
Sie legte ihre Hand auf die Schulter ihres schlafenden Mannes.
»Clayton«, raunte sie. »Clayton, ich bitte dich, wach auf.«
Er gab schmatzende Geräusche von sich, knurrte, wälzte sich herum.

»Clayton!«
»Was ist denn?« fragte er ärgerlich. Noch benommen vom Schlaf. »Warum weckst du mich?«
»Es… es ist jemand im Haus, Clayton. Auf der Treppe. Er kommt zu uns hoch.«
»Quatsch!«
»So hör doch. Die Schritte…«
Clayton Pool wischte sich mit der Hand über die Augen. Er gähnte und setzte sich auf. Auch Charlotte erhob sich. Sie zog die Beine an, legte das Kinn auf die Knie, umschlang die Beine mit den Armen und starrte zur Schlafzimmertür.
»Mein Gott, Clayton, was sollen wir bloß tun?«
Nun vernahm er die harten Schritte ebenfalls. Aggressiv schlenderte er die Decke von sich.
»Was hast du vor?« fragt Charlotte leise.
»Ich werfe den Kerl die Treppe hinunter und prügle ihn aus dem Haus.«
»Tu das nicht, Clayton. Bleib hier.«
»Hör mal, es kann doch nicht jeder x-beliebige in unser Haus kommen.«
»Wenn wir uns hier drinnen verbarrikadieren, kann uns nichts geschehen. Clayton, man liest so viel von schrecklichen Verbrechen. Harmlose Einbrecher, die niemandem etwas zuleide tun wollten, wurden zu Mördern, weil der Hausherr sie gestellt hatte.«
Die Schritte hatten das obere Ende der Treppe erreicht.
»Geh nicht!« flehte Charlotte. »Bleib bei mir. Ich habe solche Angst.«
Clayton Pool verließ das Bett.
Die Schritte näherten sich der Schlafzimmertür. Charlotte biß sich in die Hand, um ihre Angst nicht laut hinauszuschreien. Sie beobachtete ihren Mann. Der schlüpfte hastig in seinen Schlafrock, band den Gürtel und eilte unerschrocken zur Tür.
In diesen Sekunden machte Charlotte Pool Furchtbares mit.
Doch es sollte noch schlimmer kommen!
Clayton Pool riß die Tür wild auf. Im nächsten Moment prallte er mit einem heiseren Aufschrei zurück, denn vor ihm stand das grüne Monster. Groß wie ein achtjähriges Kind.
Und es lebte!

***

»Neeiiin!« kreischte Charlotte, als sie das Scheusal erblickte. Sie wühlte die Finger in ihr Haar und war so verstört, daß sie glaubte, den Verstand verloren zu haben.
Clayton Pool stand dem Monster fassungslos gegenüber.
Er wußte nicht, was er tun sollte.

Wie gelähmt war er.
Die Bestie starrte ihn mit ihren gelbglühenden, rotgeränderten Augen an. Pool raffte seinen ganzen Mut zusammen. Er fragte nicht danach, wie es möglich war, daß die Bestie plötzlich lebte. Dazu war keine Zeit. Er begriff, daß sein Leben in Gefahr war. Seines und das von Charlotte. Er mußte sich verteidigen.
Nervös spannte er die Muskeln.
Er wollte das kleine Scheusal packen, hochnehmen, mit ihm die Treppe hinunterrennen und es aus dem Haus werfen.
Aber es blieb beim Wollen.
Denn in dem Augenblick, wo Clayton Pool sich auf das grüne Monster stürzen wollte, sprang dieses ihn an.
Charlotte raufte sich die Haare.
»Clayton!« schrie sie. Ihre Stimme überschlug sich.
Mit gesenktem Kopf katapultierte sich die Bestie vorwärts. Das massive Horn wies auf Pools Bauch. Charlottes Herzschlag setzte aus. Die Katastrophe war nicht mehr zu verhindern.
Schon hatte das unheimliche Wesen Kontakt mit Pools Körper.
Etwas Unvorstellbares passierte. Nicht nur das Horn drang in den Leib des Mannes, sondern auch der Kopf des Ungeheuers, die Schultern, der Rumpf.
Das Höllenwesen tauchte ganz in Pools Körper ein und kam nicht mehr zum Vorschein. Es war verschwunden!
Clayton Pool brüllte auf. Sein Gesicht war schmerzverzerrt. Er preßte beide Hände auf seinen Bauch und drehte sich langsam um.
Charlotte war diesem Schrecken kaum noch gewachsen.
Die Bestie war in ihrem Mann verschwunden, hatte sich in ihm aufgelöst. Waren sie es nun los? Charlotte bezweifelte das. Sie befürchtete, daß der Horror weitergehen könnte.
Und sie hatte mit ihrer Befürchtung recht.
Clayton Pool torkelte röchelnd auf sie zu. Sein Gesicht war so sehr verzerrt, daß Charlotte ihren Mann nicht mehr wiedererkannte. Und die Züge veränderten sich weiter.
Totenblaß wurde der Mann. Er hechelte. Die Zunge hing ihm aus dem Mund. Ein wahnsinniger Schmerz mußte in seinem Leib toben.
Er zitterte und zuckte. Sein Gesicht wurde grün, als wäre ihm schrecklich übel. Die Kopfform veränderte sich. Clayton Pool entfernte sich immer mehr von seinem ursprünglichen Aussehen.
Fassungslos beobachtete Charlotte dieses grauenvolle Schauspiel.
Bestürzt schüttelte sie den Kopf. »Nein! Nein! O Gott, nein!«
Mund und Nase verschwanden aus dem Gesicht ihres Mannes.
Die grüne Färbung der Haut wurde intensiver. Ein Horn wuchs aus Pools Kopf, und bald war er kein Mensch mehr, sondern ein grauenerregendes Monster.

Die Bestie war in ihn eingedrungen, hatte sich in ihm ausgebreitet, hatte von seinem Körper Besitz ergriffen, war mit ihm eine schreckliche Verbindung eingegangen.

Charlotte starrte auf das, was aus ihrem Mann geworden war.

»Clayton!« preßte sie entsetzt hervor.

Die Glut in den Augen des grünen Monsters verriet ihr, daß sie verloren war, daß sie nur noch wenige Sekunden zu leben hatte.

Angesichts dieses Grauens wollten die Wogen des Wahnsinns über der jungen Frau zusammenschlagen.

***

Das Monster öffnete sein lappiges Fischmaul und zeigte die Haizähne. Ein markerschütterndes Knurren entrang sich seiner Kehle. Es spreizte die krallenbewehrten Finger und näherte sich langsam seinem Opfer.

Charlotte Pool wußte nicht mehr, was sie tat.

Sie schrie gellend um Hilfe, während eine innere Triebfeder sie zum Handeln zwang.

Die Bestie schlug zu.

Charlotte warf sich zur Seite. Sie rollte über die Matratze. Die Krallen des Scheusals verfehlten sie knapp und schlitzten das Kissen auf. Weiße Federn wirbelten hoch. Es sah aus, als würde es schneien.

Charlotte hatte so viel Schwung, daß sie auf der anderen Seite aus dem Doppelbett fiel. Sie tat sich beim Sturz weh, doch sie achtete nicht auf den Schmerz.

In Gedankenschnelle war sie wieder auf den Beinen. Mit langen Sätzen hetzte sie auf die Schlafzimmertür zu, doch das grüne Monster schnitt ihr den Weg ab. Mit einem weiten Satz landete das Ungeheuer vor ihr.

»Clayton!« rief sie krächzend. »Mein Gott, irgendwo in dir muß doch auch noch Clayton sein. Laß mich leben. Bitte, bitte, laß mich leben!«

Die Bestie hieb statt dessen nach Charlotte.

Die Krallen zerfetzten das hauchdünne Nachthemd der Frau.

Noch einmal zuckte die Pranke vor. Charlotte brachte sich mit einem wilden Sprung zurück in Sicherheit.

Der Hieb ging daneben.

Aber dann stieß Charlotte Pool mit dem Rücken gegen die Wand.

Aus. Sie konnte nicht mehr weiter zurückweisen. Sie begriff, daß sie verloren war, wenn nicht noch ein Wunder sie rettete.

Doch das Wunder blieb aus. Das grüne Monster traf sein Opfer mit dem nächsten Schlag voll und raubte ihm damit das Leben.

Ein Triumphgeheul entrang sich seinem Maul, und dann verließ es das Haus.

***

Ich hatte Nachtdienst. Wie damals, als ich den Anruf erhielt, man

habe die gefährliche Terroristin Lady X und ihren Komplizen ausgeforscht. Da Not am Mann gewesen war, hatte ich an der gestarteten Aktion teilgenommen, obwohl es anfangs nicht danach ausgesehen hatte, als ob es ein Fall für mich sein würde. Doch dann war Tokata, der Samurai des Satans, aufgetaucht, hatte Lady X aus der Klemme geholt – und von diesem Augenblick an war es mein Fall gewesen.

Ich blickte das Telefon an.

Sollte ich Jane Collins anrufen?

Ein Blick auf die Uhr sagte mir, daß ich meiner Freundin damit keine Freude gemacht hätte. Mitternacht war schon vorbei.

Ich drehte in Gedanken das Rad der Zeit ein wenig zurück und dachte an die Mörder-Blumen, die Suko, Jane und mir ganz schön zu schaffen gemacht hatten.

Suko.

Es ging ihm wieder besser. Die Verletzung heilte gut. Der Arzt war zufrieden. Aber mein chinesischer Partner mußte den Arm noch schonen. Rückblickend war zu erwähnen daß Suko großes Glück gehabt hatte.

Wenn die Krallen des grünen Monsters seine Halsschlagader aufgerissen hätten, wäre er nicht mehr zu retten gewesen.

Vier Tage waren seit jenem Einsatz vergangen. Ich konnte mich immer noch nicht damit abfinden, Elias Cox erschossen zu haben.

Nach wie vor sah ich den Toten im U-Bahn-Tunnel vor mir liegen, wenn ich die Augen schloß.

In diesen vier Tagen hatte ich mir keine Ruhe gegönnt. Ich hatte alles versucht, um herauszufinden, wodurch es zu Cox' Besessenheit gekommen war. Vergeblich.

Alle meine Ermittlungen waren im Sand verlaufen, und mein Instinkt sagte mir, daß bald ein neues grünes Monster in London auftauchen würde.

Vielleicht schon in dieser Nacht.

Je länger ich mich mit diesem Gedanken befaßte, desto mehr wurde es für mich zur fixen Idee, daß es in dieser Nacht noch zu schrecklichen Geschehnissen kommen würde.

Und da schlug auch schon das Telefon an.

»Sinclair!« meldete ich mich.

Ein Detektiv-Inspektor namens Ben Willoby – er leitete das Paddington-Revier – schrie mir ins Ohr: »Können Sie sofort kommen, Oberinspektor?«

»Was ist los?« wollte ich wissen.

»Sie sind doch zuständig für diese grünen Monster.«

»Ist schon wieder eines aufgetaucht?«

»Ja. Hier bei uns. Es hat einen Bobby angefallen und schwer verletzt.

Meine Männer wollten es sich schnappen, aber es ist ihnen entkommen.«
»Wissen Sie, wo es sich im Moment aufhält?«
»Es ist in die Kläranlage eingedrungen.«
»Unternehmen Sie nichts gegen das Wesen!« sagte ich hastig.
»Meine Männer sind wütend. Ich kann für nichts garantieren, Mr. Sinclair.«
»Ihre Männer sollen sich darauf beschränken, die Kläranlage im Auge zu behalten.«
»Angenommen, die Bestie versucht zu fliehen. Dann werden meine Leute schießen!«
Ich dachte an Elias Cox. So etwas durfte sich nicht wiederholen.
»Wenn auch nur ein einziger Schuß fällt, Willoby«, rief ich hart in die Sprechrillen, »mache ich Sie dafür verantwortlich! Ich brauche das grüne Monster lebend.«
»Aber wenn…«
»Ihr dürft das Ungeheuer nicht töten! Ist das klar?«
»Ja, Sir!«
Ich machte mich unverzüglich auf den Weg zur Kläranlagen.
Obwohl die Straßen so gut wie leer waren, ging mir die Fahrt viel zu langsam. Der Sitz meines Bentley wurde für mich zum Folterstuhl. Ich hätte mehr aufs Gaspedal drücken können, aber ich versagte es mir, obwohl die Versuchung sehr groß war.
Ich wollte durch eine unverantwortliche Raserei nicht schuld an einem Verkehrsunfall sein. Ein altes Sprichwort sagt: Der Teufel schläft nicht. Und da ist was dran.
Zwanzig Minuten nach Ben Willobys Anruf erreichte ich die Kläranlage. Ich stoppte meinen Wagen hinter einem Polizeifahrzeug und stieg aus.
Inspektor Willoby kam auf mich zu. Er war klein und trug einen zerknautschten Regenmantel. Mir fiel sofort Inspektor Columbo ein.
»Wie ist die Situation?« fragte ich.
»Unverändert.«
»Das grüne Monster ist noch drinnen?«
»Wir hoffen es. Niemand hat geschossen.«
Ich nickte zufrieden. »Gut.« Mein Blick wanderte zu dem grauen, klotzigen Gebäude hinüber. Man hatte es errichtet, als die Verunreinigungen der Großstadtabwässer Überhand zu nehmen drohten.
»Werden Sie allein hineingehen, Mr. Sinclair?« fragte Ben Willoby.
»Ja.«
»Soll ich Sie nicht mit ein paar Leuten begleiten?«
»Kommt nicht in Frage.«
»Die Geschichte kann für Sie gefährlich werden.«

»Ich paß schon auf mich auf«, gab ich zurück und überquerte die Straße.

Viele Polizistenblicke begleiteten mich auf meinem Weg. Erst als ich in dem Gebäude war, war ich allein. Aber nicht ganz allein.

Das grüne Monster war auch da!

Elias Cox hatte einer solchen Bestie als Wirtskörper gedient.

Wenn es diesmal wieder so war, wollte ich alles daransetzen, um den Menschen der Bestie wieder zu entreißen.

Erst wenn ich Gut und Böse voneinander getrennt hatte, wollte ich zum vernichtenden Schlag gegen das Ungeheuer ausholen.

Ich wollte nicht, daß noch mal ein Mensch sein Leben verlor.

Vielleicht hatte ich Glück. Vielleicht konnte mir der erlöste Mensch sagen, wie das Höllenwesen in ihn gelangt war.

Diese Aussichten waren es jedenfalls wert, alle Mühen auf sich zu nehmen.

Meine Schritte hallten von den glatten Wänden wieder.

Ich öffnete mein Hemd, legte das geweihte Silberkreuz frei. Es sollte mir helfen, das grüne Monster in die Knie zu zwingen.

Ich konzentrierte mich auf das Kruzifix. Manchmal warnte es mich vor einer drohenden Gefahr, indem es sich erwärmte. Doch im Augenblick spürte ich keine Veränderung.

Vier Kanäle mündeten in die Kläranlage. Es roch hier nicht gerade nach französischem Parfüm, und es würde wohl nicht leicht sein, diesen Gestank aus den Kleidern wieder rauszubringen.

Aber das hielt mich nicht davon ab, mich gründlich umzusehen.

Es gab zahlreiche Becken, die die Kloake durchfließen mußte.

Physikalische Kläreinrichtungen säuberten das Wasser so gründlich, daß sich danach ein Fisch darin wieder wohlfühlen konnte, keine Beulen mehr bekam, keine Fleischzersetzung kriegte und auch auf keine andere qualvolle Weise krepieren mußte.

Im Erzeugen von Schadstoffen ist der Mensch ganz große Klasse.

Sie zu entschärfen, dazu hatte man sich aber erst fünf Minuten vor zwölf entschlossen.

Ich erreichte ein Geländer.

Eisentreppen und Eisenplattformen waren in dem Gebäude übereinander verschachtelt. Es gab unzählige Möglichkeiten für meinen gefährlichen Gegner, sich zu verstecken.

Ich versuchte nicht, leise zu sein, denn ich war davon überzeugt, daß die Bestie meine Anwesenheit längst bemerkt hatte.

Um nicht in die Versuchung zu kommen, im Ernstfall doch einen Todesschuß anzubringen, ließ ich meine Silberkugel-Pistole in der Schulterhalfter stecken. Statt dessen bewaffnete ich mich mit meinem geweihten Silberdolch, dessen Griff die Form eines Kreuzes hatte.

Das Licht der Lampen, die die Kläranlage erhellten, zauberte

blitzende Reflexe auf die Klinge.

Ich stieg eine Eisentreppe hinunter, ging einen Eisensteg entlang, hatte eisernes Gestänge über mir. Ein ständiges Plätschern und Glucksen erfüllte das große Gebäude.

Wenn ich leichtsinnig gewesen wäre, hätte ich annehmen können, mutterseelenallein zu sein. Aber der Schein trog garantiert.

Die Bestie lauerte irgendwo. Und sie würde mich angreifen, sobald ich nahe genug an sie herangekommen war.

Ein Wischen, Schleifen.

Über mir.

Auf der nächsthöheren Plattform!

Ich rannte los, den schmalen Steg entlang. Sobald ich sein Ende erreicht hatte, standen mir eine Treppe und eine Leiter zur Auswahl. Ich entschied mich für die Leiter, denn das war der direkte Weg nach oben.

Hastig turnte ich die Sprossen hoch. In wenigen Sekunden erreichte ich die Plattform. Ein letzter Klimmzug, dann flankte ich über das Geländer und sah… nichts!

Verdammt, die Bestie spielte Verstecken mit mir.

Wo war sie hingekommen?

Ich überlegte in fieberhafter Eile, welchen Weg sie eingeschlagen haben konnte. Eine Möglichkeit drängte sich förmlich auf: die Wendeltreppe, die noch weiter nach oben führte.

Schon setzte ich meinen Fuß auf die erste Stufe.

Atemlos legte ich die vielen Stufen zurück. Ich rannte im Kreis, blieb aber doch nicht am selben Fleck, sondern schraubte mich immer weiter nach oben.

Vier Stufen noch.

Da hörte ich plötzlich ein wildes Fauchen. Mein Kopf ruckte herum, und da sah ich die Bestie. Hoch aufgerichtet stand sie über mir.

Jetzt bückte sie sich. Mit beiden Händen wollte sie meinen Kopf packen und ihn mir wahrscheinlich abreißen oder um 180 Grad herumdrehen.

Beides war nicht nach meinem Geschmack, deshalb knickte ich in den Knien ein. Das bewirkte, daß ich blitzschnell kleiner wurde.

Wie Zangen schnappten die Klauen ins Leere.

Das Scheusal knurrte unwillig.

Ich stieß mit dem Dolch nach oben, traf die Bestie jedoch nicht.

Aber es gelang mir, zwei weitere Stufen zu gewinnen.

Ein Tritt des Höllenwesens traf nur das Geländer. Ich griff nach dem widerlichen Bein, riß es hoch und stieß damit das Ungeheuer zurück.

Noch zwei Stufen eroberte ich.

Nun befand auch ich mich auf der großen eisernen Plattform. Das grüne Monster kam näher. Ekel erfaßte mich. Ich hatte mit einemmal

ein lästiges Würgen im Hals.
Vorsichtig wich ich nach links aus.
Mein Oberkörper war leicht nach vorn gebeugt. Ich belastete kein Bein mehr als das andere, um mich mit einem jähen Sprung nach beiden Seiten in Sicherheit bringen zu können, falls dies erforderlich sein sollte.
Schleifend glitten meine Füße über die Plattform.
Keine Sekunde ließ ich die Bestie aus den Augen.
Ihr lappiges Maul öffnete sich, und ich konnte die gefährlichen Haizähne sehen. Mit straff gespannten Nervensträngen wartete ich auf den Angriff des Scheusals.
Doch das Wesen zögerte.
Mein Kreuz hinderte es daran, mich weiter zu attackieren. Okay, wenn das grüne Monster mich nicht angriff, dann wollte ich die Initiative ergreifen. Ich drehte den Spieß um, wartete nicht länger auf die Attacke, sondern attackierte selbst.
Ich schnellte vorwärts.
Das Ungeheuer wich zurück.
Meine Dolchfaust sauste im Bogen von oben nach unten. Es ging mir darum, den unheimlichen Gegner kampfunfähig zu machen.
Ich hatte die Absicht, ihn zu verletztén, aber nicht so schwer, daß hinterher jegliche ärztliche Kunst versagen mußte.
Die Dolchspitze streifte die Schulter des Scheusals. Es brüllte auf.
Ich hatte eine von diesen blauen Adern durchtrennt. Aber nicht rotes, sondern schwarzes Blut kam zum Vorschein.
Dämonenblut!
Meine Kopfhaut spannte sich.
Waren Mensch und Dämon eine Verbindung eingegangen, die ich nicht zu trennen vermochte? War der Mann, dessen Leib zum Wirtskörper für dieses Scheusal geworden war, nicht mehr zu retten?
Ich hätte mehr Hoffnung gehabt, wenn aus der verletzten Ader rotes Blut geflossen wäre. So aber geriet ich leicht ins Wanken. War vielleicht alle Mühe, die ich mir machte von vornherein zum Scheitern verurteilt?
Sollte ich nicht länger mein Leben für etwas aufs Spiel setzen, das nicht mehr zu realisieren war?
Das grüne Monster griff nach seiner verletzten Schulter. Als es das schwarze Blut auf seinen Fingern sah, überwand es seine Furcht vor meinem Silberkreuz und griff mich an.
Ein harter Treffer schleuderte mich zu Boden.
Ich rollte herum.
Die Bestie versetzte mir einen gemeinen Tritt. In meinem Brustkorb explodierte ein glühender Schmerz. Ich biß die Zähne zusammen und kämpfte mich hoch. Die Krallenfaust raste auf mich zu. Ich konnte den

Kopf noch im allerletzten Moment zurücknehmen.
Mit dem Dolch stach ich zu.
Die Klinge traf die Faust.
Abermals brüllte das Scheusal. Ich setzte nach. Der Dolch erwischte das Höllenwesen an mehreren Stellen. Wenn die Klinge nicht geweiht und aus Silber gewesen wäre, hätte ich mit meinen Attacken wohl kaum diesen durchschlagenden Erfolg gehabt.
Das Monster wich blutend zurück.
Es war unsicher auf den Beinen.
Das war meine Chance, die ich unverzüglich nützen mußte. Blitzschnell nahm ich das Kruzifix ab. Meine stärkste Waffe, die mir schon so oft das Leben gerettet hatte.
Ich wickelte die Kette um meine Hand, sprang auf das Scheusal zu und preßte ihm das Kreuz mitten ins abstoßende Gesicht. Jetzt brüllte es, daß die Wände wackelten.
Ich verstärkte den Druck und rief die Namen der vier Erzengel, deren Anfangsbuchstaben sich in die Kruzifixbalken eingeprägt hatten: »Michael! Gabriel! Raphael! Uriel!«
Es zischte.
Es roch nach verbranntem Fleisch.
»Weiche, Dämon! Weiche!« schrie ich.
Die Kraft des Lichts fraß sich in die Bestie. Das grüne Monster torkelte zurück. Es stieß schaurige Laute aus. Aus seinem aufgerissenen Maul stiegen gelbe Qualmwolken.
Die vernichtende Kraft meines Kreuzes bekämpfte das Böse. Das Wesen brach zusammen. Es fiel auf die Knie. Der Qualm hüllte seinen häßlichen Schädel ein. Ein wilder Kampf tobte in dem Körper, den ich retten wollte. Stellenweise nahm er menschliches Aussehen an.
Aber die Verbindung zwischen Mensch und Dämon war zu intensiv.
Nicht einmal die Kraft meines Kreuzes vermochte das Gute vom Bösen zu trennen. Es rumorte in dem zuckenden Leib. Etwas blähte den widerlichen Monsterschädel auf. Doppelt so groß wurde er.
Unwillkürlich wich ich einen Schritt zurück.
Im selben Moment zerplatzte der Kopf des Ungeheuers.
Eine heiße Welle raste auf mich zu und nahm mir den Atem. Die gelbe Wolke, die hinterherkam, nahm mir für wenige Augenblicke die Sicht.
Und als sie zerfaserte, lag ein Mensch vor mir.
Ein Mensch ohne Kopf!

***

Um mich drehte sich alles.
Alles umsonst! hallte es in meinem Hirn. Alle Anstrengungen, die du unternommen hast, waren vergeblich. Du konntest nicht gewinnen.

Eine fürchterliche Wut packte mich.

Zum Teufel, woher kam das Böse?

Auf welche Weise ergriff es von den Menschen Besitz?

Wo war die Wurzel des Übels? Ich mußte sie suchen. Intensiver denn je. Und ich mußte sie finden. Damit nicht schon bald das nächste grüne Monster Londons Straßen unsicher machte.

Ich starrte erschüttert auf den kopflosen Unbekannten. Wen hatte ich vor mir? Was für eine Vorgeschichte hatte sein Erscheinen in den nächtlichen Straßen unserer Stadt? Wer hatte ihn zu dem gemacht, was ich bekämpfen mußte?

Obwohl die Luft miserabel war, pumpte ich sie tief in meine Lungen. Vielleicht war ich ein bißchen vom Erfolg verwöhnt. Irgendwann mußte ja mal der Rückschlag kommen.

Jetzt war es soweit.

Und ich litt darunter.

Ich steckte meinen Dolch weg, machte auf den Hacken kehrt und verließ die Kläranlage. Wieder hallten meine Schritte gespenstisch laut von den Wänden zurück. Mit dem Taschentuch wischte ich mir den Schweiß von der Stirn, und es nagte fortwährend in mir, daß ich es nicht geschafft hatte, diesen Menschen zu retten.

Inspektor Ben Willoby kam auf mich zu. »Mein Gott, Mr. Sinclair. Wie sehen Sie aus? Ist Ihnen nicht gut?«

»Ich habe mich schon mal besser gefühlt«, gab ich zu.

»Sind Sie dem grünen Monster begegnet?«

»Ja.«

»Konnten Sie es erledigen?«

»Leider ja.«

Der Inspektor blickte mich verdattert an. »Leider? Sollten Sie nicht froh darüber sein?«

»Der Kampf ist nicht so ausgegangen, wie ich es mir vorgestellt habe«, sagte ich.

»Was ist passiert?«

Ich erzählte es ihm, und ich sprach auch davon, daß ich gehofft hatte, den Besessenen zu erlösen.

»Eine schlimme Geschichte«, sagte Ben Willoby. »Sehr schlimm.«

Er wiegte den Kopf.

»Da sagen Sie was«, gab ich zurück und stieg in meinen Bentley.

Ich wurde hier nicht mehr gebraucht, und ich wollte nicht dabeisein, wenn man den kopflosen Unbekannten aus der Kläranlage holte.

Ich haßte diese Erfolge, die genaugenommen Niederlagen waren.

Das mußte sich ändern.

Und zwar bald!

***

Meine Kollegen arbeiteten prompt. Noch in derselben Nacht erfuhr ich, daß der Tote Clayton Pool hieß. Ich erhielt auch seine Adresse und begab mich unverzüglich dorthin. Ich wollte schellen.

Aber dann fiel mir auf, daß die Haustür nicht ganz geschlossen war. Ich legte die flache Hand auf das Holz und drückte dagegen.

Die Tür schwang zur Seite.

Offene Türen ließen auf meiner Zunge immer einen galligen Geschmack auftreten. Bei Nacht war dieser Geschmack noch intensiver als am Tage. Ich trat ein, suchte den Lichtschalter, kippte ihn.

Die Deckenleuchte flammte auf.

Ich schloß die Tür.

Man hatte mir mitgeteilt, daß Clayton Pool verheiratet gewesen war. Wenn die Ehe intakt gewesen war, hätte sich Mrs. Pool um diese Zeit im gemeinsamen Schlafzimmer befinden müssen.

»Mrs. Pool!« rief ich.

Ich stand am unteren Ende der Treppe und wartete. Ich hoffte auf eine Antwort.

»Mrs. Pool!«

Nichts. Bevor ich mich entschloß, nach oben zu gehen, sah ich mich im Erdgeschoß um. Ich inspizierte die Küche, das Wohnzimmer, die Vorratskammer. Alles war peinlich sauber. Die Marmeladengläser im Regal waren sorgfältig beschriftet. Es gab nirgendwo ein Staubkörnchen zu entdecken.

Mit gemischten Gefühlen wandte ich mich der Treppe zu.

Ich legte meine Rechte auf den Handlauf.

»Mrs. Pool!« rief ich ein drittesmal.

Die Stille blieb.

Ich setzte meinen Fuß auf die erste Stufe. Meine Fantasie ging mit mir durch. Sie ließ mich schreckliche Dinge sehen, die ich dort oben vorfinden würde. Ich schüttelte unwillig den Kopf und verdrängte diese häßlichen Gedanken aus meinem Kopf.

Noch einmal rief ich Mrs. Pool nicht, denn ich war sicher, daß ich auch darauf keine Antwort kriegen würde.

Mir kam das alles nicht geheuer vor.

Unwillkürlich fragte ich mich, ob aus Clayton Pools Frau vielleicht auch ein solches Monster geworden war. Diese Idee ließ es mir angeraten erscheinen, die Beretta zu ziehen.

Als ich das obere Treppenende erreichte, entsicherte ich die Silberkugelpistole. Wenn Mrs. Pool tatsächlich vom Bösen befallen sein und hier irgendwo auf mich lauern sollte, konnte ich getrost abdrücken, denn zu retten würde sie genausowenig sein wie ihr Mann.

Links befand sich die Schlafzimmertür.

Sie war ebenfalls nicht ganz geschlossen.

Ich schaltete hier oben auch die Beleuchtung ein und näherte mich dann der Tür. Mein Schatten fiel auf das weiß lackierte Holz.

Mir war, als würde mir eine eiskalte Hand über den Rücken streichen.

Langsam drückte ich die Tür zur Seite.

Ich wäre jederzeit bereit gewesen, zu schießen.

Aber das war nicht nötig.

Von Clayton Pools Frau drohte mir keinerlei Gefahr.

Ein furchtbares Chaos herrschte in dem Zimmer. Die Federn aus einem zerfetzten Kissen waren im gesamten Raum verstreut. Und mitten in diesem Durcheinander lag eine Frau.

Mir drehte sich bei ihrem Anblick der Magen um, denn die Bestie, die sie getötet hatte, hatte schrecklich gewütet.

Vom Telefon im Livingroom aus rief ich Scotland Yard an und teilte meinen Kollegen mit, welche Entdeckung ich gemacht hatte.

Noch bevor sie eintrafen, verließ ich das Haus.

Ich hatte für diese Nacht den Kanal wirklich voll.

***

Für die Zeitungen waren die beiden grünen Monster natürlich ein gefundenes Fressen. Sie schlachteten die Sensation gehörig aus. Ich wurde dutzendemal um eine Stellungnahme gebeten, doch ich lehnte immer wieder höflich, aber bestimmt ab.

Als mir die Anrufe zuviel wurden, sagte ich zu Glenda Perkins:

»Stellen Sie kein Gespräch mehr durch!«

»Was soll ich den Leuten sagen?«

»Daß ich verreist bin. Zum Nordpol. Oder zum Mars. Ist mir egal. Ich möchte nur nicht mehr belästigt werden.«

»Okay, John«, sagte Glenda. »Ich werde die Horde von Ihnen fernhalten. Sie sehen wirklich aus, als ob Sie eine kleine Verschnaufpause gebrauchen könnten.«

Da es eine Menge Augenzeugen gab, die die beiden Monster gesehen hatten, veröffentlichten die Gazetten auch Skizzen, die die Bestien darstellten. Einige davon waren sogar beklemmend gut gelungen.

Ich fegte die Zeitungen unwillig zur Seite, stand auf und trat ans Fenster. Es war wegen der Klimaanlage nicht zu öffnen.

Hinter mir schlug das Telefon an. Ich dachte, nicht richtig zu hören. Verstimmt packte ich den Hörer.

»Herrgott noch mal, Glenda, ich habe Ihnen doch gesagt…«

»Nun fressen Sie mich nicht gleich, John. Der Chef möchte mit Ihnen reden. Hätte ich dem auch erklären sollen, Sie befänden sich zur Zeit auf einem Trip zur Venus?«

»Wäre interessant gewesen, zu erfahren, wie er darauf reagiert hätte.«

»Bestimmt stinksauer. Darf ich jetzt…?«
»Okay. Geben Sie ihn mir.«
Superintendent Sir James Powell meldete sich mit kratziger Stimme. »Die Wogen schlagen ziemlich hoch, John.«
»Daran bin ich nicht schuld, Sir James.«
»Natürlich nicht. Aber die Stadt droht demnächst kopfzustehen. Noch so ein Monster würde das Faß wohl zum Überlaufen bringen.«
»Ist mir klar, Sir.«
»Keine Möglichkeit, diese angelaufene Serie zu stoppen, John? Bitte verstehen Sie mich nicht falsch. Ich weiß, daß Sie alles in Ihrer Macht Stehende tun. Ich möchte mich lediglich informieren. Damit ich gewappnet bin, wenn von oben die ersten Attacken gegen uns geritten werden.«
»Ich komm' nicht vom Fleck, Sir James«, sagte ich zerknirscht.
»Niemanden wurmt das mehr als mich. Vielleicht sollten Sie veranlassen, daß die Zeitungen die Geschichte nicht zu sehr aufbauschen.«
»Sie wissen, die Presseleute haben es nicht so gern, wenn man ihnen in ihre Arbeit dreinredet.«
»Wenn sie sich auf eine nüchterne Berichterstattung beschränken – ohne die Leser mit billiger Effekthascherei und Panikmache dumm machen zu wollen, ist dagegen nichts einzuwenden. Bei Ihren Beziehungen ist es doch eine Kleinigkeit, den Hahn ein wenig zuzudrehen.«
»Ich werde sehen, was sich machen läßt«, versprach Sir James.
»Danke.«
»Sie halten mich auf dem laufenden, nicht wahr?«
»Selbstverständlich, Sir.«
»Dann wünsche ich uns allen, daß Sie bald den entscheidenden Schritt weiterkommen.«
Dieser Wunsch sollte sich zwei Stunden später auf eine kuriose Weise erfüllen. Kommissar Zufall kam uns zu Hilfe. Der oft verpönte, ohne den die Polizei manchmal aber doch nicht auskommen kann. Eine Laune des Schicksals brachte den Fall wieder in Gang.
Beim Yard meldete sich ein Mann.
Per Telefon und anonym.
Ein Einbrecher, der allen Grund hatte, seinen Namen nicht zu nennen. Was er sagte, wurde auf Band aufgenommen. Fünfzehn Minuten nach seinem Anruf lief das Band in meinem Büro.
Ich blickte den Apparat gespannt an, aus dem die Fistelstimme des Ganoven drang. Ein Kollege war bei mir.
»Also im allgemeinen bin ich euch Bullen ja nicht grün, aber diesmal muß ich doch mit euch reden«, sagte der Anrufer.
»Worüber?« wollte die Stimme des Beamten wissen, mit dem der

Einbrecher sprach.
»Na über diese grünen Monster«, sagte der Ganove. »Die ganze Stadt redet ja von nichts anderem mehr.«
»Haben Sie eines gesehen?«
»Ich war gestern nacht geschäftlich unterwegs, wollte ‘nen Bruch machen. Aber da, wo ich ursprünglich einsteigen wollte, ging’s nicht. Die Leutchen waren zu Hause, weil ihr kleiner Junge krank geworden war.«
»Und da Sie schon mal auf einen Bruch – wie Sie es nennen – programmiert waren, versuchten Sie’s woanders.«
»Richtig«, bestätigte der Ganove. »Ich hatte mal wieder keinen Penny in der Tasche. Wahrscheinlich kennen Sie dieses Gefühl nicht, es ist mies. Kurz und gut, ich hab’ den Coup woanders gelandet. Kleines Haus. Nicht viel zu holen. Aber besser als gar nichts, sage ich mir, schnitt die Scheibe der Terrassentür aus dem Rahmen und war drinnen.«
»Ich werde den Verdacht nicht los, Sie wollen mit Ihrer Tat angeben.«
»Aber nein. An und für sich behalte ich die Details lieber für mich. Aber diesmal glaube ich, darüber sprechen zu müssen. Damit Sie sehen, daß ich Ihnen keinen Bären aufbinde.«
»Okay, weiter«, verlangte der Beamte.
»Naja. Ich konnte mich nicht gerade umwerfend groß bereichern«, fuhr der Einbrecher fort. »Aber ein paar Mäuse schauten doch raus. Ich wollte mehr aus dem Job herausholen und machte einen Rundgang. Auch im Keller war ich. Und jetzt kommt der Hammer, Mann. Dort unten entdeckte ich kleine Schachteln, in denen sich Figuren befanden, die haargenau so aussahen wie dieses grüne Monster, das einem aus allen Zeitungen entgegenstarrt. Ich dachte, das könnte Sie interessieren.«
»Das tut es.«
»Dann hab’ ich ja wohl was gut bei euch«, kicherte der Ganove.
»Ich kann nichts versprechen.«
»Was werdet ihr nun tun?«
»Wir werden uns den Keller mal ansehen, wenn Sie uns die Adresse nennen.«
»Aber gern«, sagte der Einbrecher und nannte die Anschrift.
Mehr war nicht auf dem Band. Ich stoppte es. Mein Kollege schaute mich an. »Werden Sie hinfahren, John?«
»Das ist doch wohl klar«, gab ich zurück. »Eine solche Chance lasse ich nicht ungenützt.«
Der Beamte ließ das Band zurücklaufen. »Was soll ich damit machen? Löschen?«
»Vorläufig nicht. Vielleicht brauchen wir es noch mal. Konntet ihr

feststellen, wer der Anrufer war?«

»Wir vermuten, daß es sich um Higgins die Klaue handelte.«

»Wurde der Mann überprüft?«

»Das geschieht gerade, aber ich bin sicher, daß er ein Alibi hat. Er hat immer eines. Wie ich den kenne, bestreitet er sogar, zu wissen, was eine Telefon ist. Folglich kann er uns auch nicht angerufen haben.«

Jetzt mußte ich die Hilfe des Polizeiapparates in Anspruch nehmen. Wenn ich mir den Keller ansehen wollte, in dem Higgins die Klaue gewesen war, brauchte ich entweder die Einwilligung des Hausbesitzers oder einen Haussuchungsbefehl, der mit einer richterlichen Unterschrift geziert sein mußte.

So lauten nun mal die Gesetze.

Als Polizeibeamter hatte ich mich daran zu halten.

Ich rief meinen Chef an und trug ihm meine Bitte vor.

»Sie kriegen, was Sie brauchen, John«, versprach Sir James, und als ich eine halbe Stunde später zu jenem Haus unterwegs war, knisterte der richterliche Haussuchungsbefehl in meiner Tasche.

Der Hausherr war nicht zu Hause.

Er konnte mich also weder abweisen noch einlassen.

Da mir die Zeit auf den Fingernägeln brannte und ich in diesem Fall nicht noch mehr ins Hintertreffen geraten wollte, betrat ich das Gebäude auf demselben Weg wie Higgins.

Mit dem Erdgeschoß und dem Obergeschoß hielt ich mich nicht lange auf. Ich vergewisserte mich nur, daß wirklich niemand zu Hause war. Dann konzentrierte ich mich auf den Keller.

Figuren, die jener gefährlichen Bestie glichen! Was für einen Zweck hatten sie zu erfüllen? Wer hatte sie geschaffen? Was hatte er mit ihnen vor? Ich stieg die Stufen langsam hinunter.

Einer Eingebung folgend, griff ich zur Waffe. Die Erfahrung hatte mich gelehrt, in allen Situationen vorsichtig zu sein. Selbst der perfekteste Friede konnte hin und wieder voller Tücken sein.

Oben fuhr ein Wagen vorbei.

Nein, nicht vorbei. Er blieb vor dem Haus stehen. Der Motor verstummte. Eine Tür wurde zugeschlagen. Kleine Schweißperlen traten auf meine Stirn. Eine unangenehme Situation war das. Wenn der Hausbesitzer mich hier antraf, würde er einen Wutanfall kriegen.

Ich blieb stehen und wartete.

Schritte.

Sie näherten sich dem Gebäude. Ich folgte den Geräuschen mit den Augen und stellte erleichtert fest, daß die Schritte am Haus vorbeigingen. Augenblicke später klingelte es im Nachbargebäude. Ich atmete auf.

Vorsichtig stieg ich die Kellertreppe weiter hinunter. Die Tür, die ich

erreichte, war nicht abgeschlossen. Ich öffnete sie und machte Licht. Und dann sah ich die erste Figur!

***

Sie lag auf dem Boden. Eine Schachtel lag daneben. Obwohl das Ding höchstens 15 Zentimeter maß, erfüllte mich sein Anblick mit einem gewissen Schaudern.

Die Figur war eine getreue Nachbildung jener Wesen, mit denen ich es in der jüngsten Vergangenheit zu tun gehabt hatte. Mir war in diesem Keller nicht geheuer.

Irgend etwas stimmte hier drinnen nicht. Der Keim des Bösen schien sich in ihm zu befinden. Feindseligkeit, Aggression, Haß.

Alles das konnte ich spüren.

Und mir fiel auf, daß die Augen des kleinen Monsters mit einemmal schwach leuchteten. Es reagierte auf meine Anwesenheit.

Folglich mußte es leben! Ich schluckte trocken.

Was wurde hier gespielt? Welche höllische Gemeinheit wurde hier ausgebrütet? »Brüten« schien mir genau das richtige Wort zu sein. Mir kam vor, als wäre dieses kleine Ungeheuer noch nicht ganz ausgereift. Es mußte sich erst noch fertig entwickeln.

Und was dann?

Seine dämonischen Anlagen waren bereits vorhanden, das registrierte nun mein Silberkreuz.

Ich ging näher an das Miniaturscheusal heran. Meine Waffe war auf das Biest gerichtet, denn man konnte nicht wissen, was dem kleinen Teufel in den Sinn kam.

Nichts passierte.

Oder doch.

Die Wand aus Drohung und Abweisung verdichtete sich, und ich stellte verblüfft fest, daß das kleine Ungeheuer die leuchtenden Augen drehte und mich haßerfüllt anstarrte.

Es lebte!

Mir rieselte es kalt über den Rücken. Ich zählte insgesamt zehn Schachteln. Alle bis auf eine waren geschlossen. Ich griff nach einer von diesen Schachteln. Sie war schwer. Etwas Hartes schepperte darin.

Aha! dachte ich. Ich brauchte keinen Blick hineinzuwerfen, wußte auch so, was sich darin befand.

Neben mir vernahm ich ein hartes Klappern. Ich drehte den Kopf und war überrascht. Das kleine grüne Monster lag nicht mehr auf dem Rücken. Es stand jetzt. Und es starrte mich mordlüstern an.

Seine Augen hatten eine hypnotische Kraft, der ich mich nur mit großer Konzentration entziehen konnte.

Na warte, du kleiner Teufel! sagte ich in Gedanken und öffnete mein Hemd. Als das Kruzifix sichtbar wurde, geisterte ein leises Knistern

durch den Raum. Das Symbol des Guten schien auf alle Mini-Monster zu wirken.

Auch auf die, die sich in den Schachteln befanden.

Am meisten attackierte mein Kreuz aber das kleine grüne Wesen, das vor mir stand. Die Bestie stöhnte auf. Mir war, als könnte ich sehen, daß Dämpfe aus dem steinernen Körper drangen.

Das Feuer der Augen erlosch, und ich fühlte mich nicht mehr länger von dem Ungeheuer bedroht.

Das Böse in ihm war auf weißmagische Weise gelähmt worden.

Vorübergehend, wie ich annahm. Der Reifungsprozeß würde sich so schnell nicht fortsetzen. Das nahm ich jedenfalls an.

Ich hatte plötzlich eine Idee, die ich sogleich zu realisieren begann.

Es war nicht mehr gefährlich, die Figur anzufassen. Ich schnappte sie und steckte sie in die Schachtel. Nachdem ich den Deckel geschlossen hatte, stellte ich die Schachtel zu den andern und verließ den Keller.

Der Hausbesitzer mußte mir verzeihen, daß ich von seinem Telefon aus meine Dienststelle anrief.

Ich veranlaßte, daß ein paar Beamte kamen und die Schachteln abholten. Die Männer trafen 20 Minuten später ein, und ich trug ihnen auf, die Figuren ins Feuer der Müllverbrennungsanlage zu werfen.

Nachdem die Schachteln aus dem Keller geholt und abtransportiert worden waren, versuchte ich herauszukriegen, in wessen Haus ich mich befand.

Ein paar Briefe im Schreibtisch verrieten mir, daß der Mann, der hier wohnte und eine so seltsame Monstersammlung in seinem Keller beherbergt hatte, Barry McQuest hieß.

***

Ich kurbelte den Polizeiapparat an, denn ich wollte mich mit diesem Barry McQuest unterhalten. Die Kollegen sollten ihn für mich aufstöbern und ihn mir ins Büro bringen.

Aber so lief die Geschichte nicht.

Ich machte Sir James Powell Meldung, damit er sich nicht beklagen konnte, ich würde ihn nicht auf dem laufenden halten, und er versuchte mich bei meiner Arbeit so effektiv wie möglich zu unterstützen.

Wir hatten Glück.

Mir flatterte zwar nicht Barry McQuest ins Büro, aber dafür ein paar andere wichtige Informationen, die mir mein Chef per Telefon übermittelte.

»McQuest hat auf einer britischen Wetterstation auf Grönland gearbeitet, John«, sagte der Superintendent. »Vor etwa einer Woche ist er spurlos verschwunden.«

»Und plötzlich tauchen die kleinen grünen Scheusale in seinem Keller

auf«, sagte ich. »Ob das mit seinem Verschwinden zusammenhängt?«

»Ich bin davon überzeugt«, sagte Sir James. »McQuest's Freund und Kollege Cary Lockhart hat in der Nacht, in der McQuest verschwand, einen schweren Schock abgekriegt. Die Männer von der Wetterstation mußten ihn in ein Krankenhaus schaffen. Er redete von einem grünen Monster. Angeblich soll es sich Barry McQuest geholt haben.«

»Ist ja riesig interessant, was sie zu erzählen haben, Sir James«, sagte ich erfreut.

»Es kommt noch erfreulicher für Sie«, sagte der Superintendent.

»Sie verwöhnen mich«, erwiderte ich schmunzelnd.

»Seit gestern befindet sich Cary Lockhart in London.«

»Hat er den Schock überwunden?«

»Das würde ich ihn an Ihrer Stelle selbst fragen.«

»Mach' ich. Wie lautet seine Anschrift?«

Ich bekam die Adresse und machte mich sofort auf die Socken.

***

Als ich klingelte, öffnete mir ein bärtiger bulliger blonder Mann. Er musterte mich eingehend. In seinem Blick war kein abweisender Ausdruck zu bemerken. Aber er war auch nicht besonders erfreut über meinen Besuch.

»Ja, bitte?« fragte er.

»Mr. Cary Lockhart?«

»Der bin ich.«

»Und ich bin Oberinspektor John Sinclair von Scotland Yard.« Ich untermauerte diese Behauptung mit meinem Dienstausweis, den Lockhart nur mit einem kurzen Blick streifte. Ich schien auf ihn einen ehrlichen Eindruck zu machen, deshalb glaubte er mir auch, ohne das Dokument genauestens zu durchleuchten.

»Sie wünschen?« fragte Lockhart.

»Darf ich reinkommen? Ich hätte ein paar Fragen an Sie.«

Lockhart gab die Tür frei. Er wohnte in einem schmalbrüstigen Einfamilienhaus. Da er Junggeselle war, reichten die wenigen Quadratmeter. Im kleinen Wohnzimmer bot er mir Platz an. Ich setzte mich neben den Fernsehapparat, der zum Glück nicht eingeschaltet war.

»Sie sind seit gestern wieder in London«, sagte ich.

»Das ist richtig.«

»Sie hatten einen Nervenzusammenbruch.«

»So kann man es nennen.«

»Geht es Ihnen wieder gut?«

»Es wird langsam wieder.«

»Haben Sie schon einen Blick in die Zeitung geworfen?«

»Nein. Es lohnt sich meiner Ansicht nach ja doch nur selten. Was ich

wissen will, erfahre ich früher aus dem Radio oder aus der Flimmerkiste. Und sollte mal die Welt untergehen, merke ich das früh genug.«

»Ist auch eine Einstellung«, sagte ich. Damit er von Anfang an klar sah, erzählte ich ihm von den beiden grünen Monstern, die ich hier in London zur Strecke gebracht hatte.

Er wurde eine Spur blasser.

Ich wies darauf hin, daß mich der Anruf eines Einbrechers auf die Fährte der kleinen grünen Monster gebracht hatte, und daß diese sich ausgerechnet im Keller von Barry McQuest befunden hatten, der seit etwa einer Woche spurlos verschwunden sein sollte.

»Können Sie sich darauf einen Reim machen, Mr. Lockhart?« fragte ich.

Er brauchte einen Drink.

Was er erlebt hatte, mußte ihm so tief unter die Haut gegangen sein, daß er es in dieser kurzen Zeit nicht vergessen konnte.

Mir bot er keinen Drink an. Vielleicht wußte er, daß ich abgelehnt hätte, denn meine Devise lautete: Niemals im Dienst.

Nachdem er den Scotch getrunken hatte, schüttelte er langsam den Kopf. »Nein, Mr. Sinclair. Ich kann mir darauf keinen Reim machen.«

»Schade. Ich hatte mir von Ihnen einen wichtigen Fingerzeig erhofft«, sagte ich. »Was haben Sie in jener Nacht erlebt, Mr. Lockhart. Glauben Sie, daß Sie es mir erzählen können?«

»Ich werde es versuchen.«

»Haben Sie noch mit niemandem darüber geredet?«

»Nein.«

»Auch im Krankenhaus nicht?«

Lockhart schüttelte den Kopf. »Die wollten mich dazu bringen, daß ich rede, aber ich habe mich hartnäckig geweigert.«

»Das war unvernünftig. So etwas muß heraus, sonst kapselt es sich ab und wird eines Tages zum Trauma«, sagte ich.

»Ich konnte einfach nicht darüber reden. Es war noch alles so entsetzlich präsent. Hier in London bin ich hoffentlich weit genug von diesem verfluchten Ort entfernt, wo das Grauen so furchtbar zugeschlagen hat.« Lockhart nahm sich noch einen Drink. Die Hand, die das Glas hielt, zitterte. Er hatte immer noch angegriffene Nerven.

Ich hoffte, daß er während des Erzählens nicht zusammenklappte.

Schleppend begann er.

Er sprach von der Unruhe der Hunde, und was er und Barry McQuest unternommen hatten.

Als er vom Auftauchen des Ungeheuers sprach, wurde seine Stimme schrill. Er quälte sich jeden Satz ab. Ich bat ihn, eine Pause zu machen, doch er sagte, daß er dann nicht weiterreden könne.

Fingerdick glänzte der Schweiß auf seiner Stirn, als er mir vom

Kampf gegen die Bestie berichtete. Seiner Schilderung nach war sie wesentlich größer als die beiden Ungeheuer, die ich in London gejagt hatte.

Lieber Himmel, da wartete noch etwas auf mich!

Cary Lockhart hatte großes Glück gehabt, diese schreckliche Begegnung überlebt zu haben. Dieses Glück hatte Barry McQuest offenbar nicht gehabt. Ihn hatte das grüne Monster verschleppt.

»Glauben Sie, daß Ihr Freund noch lebt?« fragte ich.

Lockhart zuckte mit den Schultern. »Keine Ahnung. Ich kann es mir nicht vorstellen. Sie hätten miterleben müssen, wie die Bestie gewütet hat.«

»Seither kein Lebenszeichen mehr von McQuest«, sagte ich. »Dafür tauchen diese kleinen Monster in seinem Keller auf – und Menschen, die zu solchen Monstern wurden, machen unsere Stadt unsicher.«

»Ihre Aufgabe ist es, dieses Rätsel zu lösen, nicht wahr?«

Ich nickte.

»Dann müssen Sie sich in die Eiswüste von Grönland begeben, denn dort hat alles seinen Anfang genommen, Mr. Sinclair.«

Ich nickte wieder. »Sie haben recht. Ich glaube, die Grönlandreise wird mir nicht erspart bleiben.«

***

Geoffrey Marshall war ein guter Polizist. Er hatte nur einen Fehler: Er war ungemein wißbegierig. Daß das ein Fehler war, behaupteten seine Freunde, weil sie ihn nur selten zu sehen bekamen. Die meiste Zeit hockte er zu Hause über seinen alten Büchern, oder er experimentierte in seinem Kellerlaboratorium herum.

Wie Doktor Jekyll, hatte mal jemand gesagt.

Marshall war einer der drei Männer, die die kleinen grünen Monster zur Müllverbrennungsanlage schafften, und es gelang ihm einfach nicht, der Versuchung zu widerstehen und eines von den kleinen Biestern für sich abzuzweigen.

Er wollte sich in seinem Kellerlaboratorium ausgiebig damit beschäftigen.

Neun Schachteln mit Inhalt verbrannten im Feuer.

Und eine leere.

Niemandem war aufgefallen, daß Geoffrey Marshall eine von diesen unheimlichen Figuren an sich genommen hatte. Er konnte es kaum noch erwarten, bis sein Dienst zu Ende war.

Als die drei Polizeibeamten vor der Müllverbrennungsanlage wieder in ihren Dienstwagen stiegen, sagte Marshall zum Fahrer:

»Macht es dir etwas aus, bei mir vorbeizufahren? Ich glaube, meine Tiefkühltruhe ist nicht in Ordnung. Wenn die nicht arbeitet, kann ich die ganzen Vorräte wegschmeißen.«

Der Fahrer grinste. »Und das wollen wir doch nicht. Dein ganzer Monatsbezug wäre im Eimer.«

»Stimmt«, sagte Geoffrey Marshall.

Sie fuhren los. Es war nur ein geringfügiger Umweg zu Marshalls Haus.

Der Polizeiwagen blieb in zweiter Spur davor stehen. »Mach schnell«, verlangte der Fahrer.

»Bin gleich wieder zurück«, erwiderte Marshall und stieg aus.

»Netter Kerl«, sagte der Fahrer zu seinem andern Kollegen.

»Ein bißchen tolpatschig.«

»Ich mag ihn trotzdem. Wenn du mal Hilfe brauchst, wende dich an Geoffrey. Er wird dich nicht abweisen oder sich mit billigen Ausreden herausreden wollen. Das ist noch ein echter Kumpeltyp.«

Marshall schloß die Haustür auf. Seine Nerven vibrierten. Es kribbelte in seinem Nacken. Sein Atem ging schnell, als er die kleine Figur aus der Tasche seines Mantels holte.

Seine Augen strahlten. Er war restlos begeistert von dieser geheimnisvollen Figur. Sie barg irgendein Rätsel in sich, und er hoffte, es lösen zu können.

Rasch trug er die Figur ins Laboratorium.

Er stellte sie auf die Arbeitsplatte, grinste und rieb sich begeistert die Hände. »Ich werde mich später mit dir befassen, Kleiner. Bleib schön hier und lauf nicht weg. Du wirst noch gebraucht.«

Die gelben Augen des Monsters fingen schwach zu leuchten an.

Geoffrey Marshall merkte es. Aber er fürchtete sich nicht vor dem starren Ungeheuer.

»Du wirst dir eine Menge Tests gefallen lassen müssen«, sagte er.

»Wir werden zusammen einige interessante Stunden verbringen, dessen bin ich sicher.«

Marshall verließ sein Laboratorium wieder. Noch nie hatte er seine Haustür so gewissenhaft abgeschlossen wie diesmal.

Als er sich auf den Beifahrersitz setzte, erkundigte sich der Fahrer: »Was ist mit deiner Tiefkühltruhe?«

»Wie? Ach so. Sie arbeitet noch.«

»Du solltest nicht warten, bis sie den Geist ganz aufgibt. Wenn du willst, rede ich mit meinem Schwager. Der kann dir so ein Ding billiger verschaffen.«

Marshall hörte nicht richtig hin. »Ich werd’s mir überlegen«, murmelte er, während seine Gedanken bei dem kleinen grünen Monster waren. Die Figur hatte ihn ganz in ihren Bann geschlagen.

Er konnte kaum noch an etwas anders denken.

Das das Unheil seinen schrecklichen Lauf für ihn genommen hatte, ahnte Geoffrey Marshall nicht. Er war glücklich, denn er hatte eine große Aufgabe vor sich.

Nach Dienstschluß…

***

Superintendent Powell bewies mal wieder, wie schnell er schalten konnte, wenn es verlangt wurde, beziehungsweise erforderlich war.

Außerdem stellte er einmal mehr unter Beweis, wie weitreichend seine exzellenten Verbindungen waren. Was er für mich tun konnte, tat er. Er ebnete mir innerhalb kürzester Zeit die Wege, und schon saß ich in einer Sondermaschine, die mich nach Grönland flog.

Diesmal war ich allein.

Suko begleitete mich nicht.

Er hatte zwar mitkommen wollen, doch ich hatte abgelehnt. »In deinem Zustand wärst du für mich keine Hilfe, sondern eine Last«, hatte ich ihm unumwunden klargemacht.

Der Chinese hatte die Brauen grimmig zusammengezogen. »So weit ist es also schon gekommen. Ich bin für John Sinclair nur noch eine Last.«

»So sei doch vernünftig, du Dickschädel! Was nützt du mir mit einem lahmen Arm?«

»Wer wird auf dich aufpassen, John?«

Ich hatte gegrinst. »Diesmal muß ich's eben selbst tun.«

»Aber beim nächsten Fall bin ich wieder dabei!«

»Gern. Sofern du wieder topfit bist.«

»Das werde ich sein. Verlaß dich drauf.«

Ich blickte aus dem Fenster. Der Jet raste in 8 000 Meter Höhe auf Grönland zu. Das Wetter war herrlich. Die Sicht war klar. Ich machte die Bäreninseln aus. Bald würde ich mein Ziel erreicht haben.

Die Stewardeß kam und fragte mich, den einzigen Passagier, ob ich einen Wunsch hätte. Ich ließ mir eine Dose Kräuterbier servieren.

Wir flogen Godthåb, die Hauptstadt von Grönland, an. Sir James Powell hatte mir mitgeteilt, daß der Grönländische Sicherheitsdienst sich zwar bereit erklärt habe, mich in jeder Weise zu unterstützen, daß der SD aber eine Bedingung daran geknüpft hatte: Ich mußte mich einverstanden erklären, daß mich zwei Agenten überallhin begleiteten.

Anfangs war ich von dieser Idee nicht begeistert gewesen, aber der Superintendent hatte mir klargemacht, daß wir die SD-Leute nicht vor den Kopf stoßen durften.

Also willigte ich ein.

Von dem Augenblick an, wo ich meinen Fuß auf Grönlands Boden setzte, würde ich zwei Schatten haben – die jedoch nicht die Aufgabe hatten, mich bei meiner Arbeit zu behindern, sondern mich nach besten Kräften zu entlasten.

Auf dem Flugplatz sollte ich sie treffen.

Und da traf ich sie auch.
In der Ankunftshalle.
Ich dachte einen Moment, Sehstörungen zu haben, denn ich sah einen Mann zweimal. Des Rätsels Lösung war: Ich hatte Zwillinge vor mir.
Eric und Ole Higar. Männer aus grobem Schrot. Eine interessante Mischung, denn ich erfuhr, daß ihr Vater Eskimo und ihre Mutter Dänin war. Dadurch waren sie baumlang, aber nicht blond und blauäugig, sondern schwarz und schlitzäugig.
»Hatten Sie einen guten Flug, Mr. Sinclair?« fragte mich Eric Higar. Oder war es Ole? Ich wußte es nicht genau. Vielleicht konnten nicht einmal ihre Eltern die beiden voneinander unterscheiden.
»Oja«, erwiderte ich. »Ich war gut aufgehoben.«
»Das werden Sie hier auch sein«, sagte Ole Higar. Oder Eric?
Egal.
»Wir haben ein Hotelzimmer für Sie reserviert«, sagte der andere.
»Danke«, sagte ich. »Und wann geht's ins ewige Eis?«
»Sobald wir Sie eingekleidet haben. Im Burberry können Sie da nicht arbeiten.«
»Oh, ich kann eine Menge Kälte vertragen.«
»Auch Sie haben Ihre Grenzen.«
»Das ist gewiß«, sagte ich. Einer der beiden grapschte sich meine Reisetasche. Der andere wollte mir meinen Einsatzkoffer abnehmen, doch von dem trennte ich mich nicht so gern, deshalb sagte ich freundlich: »Lassen Sie nur, es geht schon. Ich möchte Sie nicht zu meinen Dienstboten degradieren.«
Das Hotel stand gleich neben dem Flughafengebäude.
Ich bezog mein Zimmer.
Eric und Ole Higar warteten in der Hotelbar auf mich. Wir wollten nach Godthåb fahren, sobald ich fertig war.
Ich stellte meinen Einsatzkoffer in den Schrank, nahm nicht an, daß ich ihn in der Hauptstadt brauchen würde. Außerdem trug ich mein Kreuz, die Silberkugel-Beretta und den geweihten Dolch bei mir.
Das reichte.
Nachdem ich einen Blick aus dem Fenster geworfen hatte, wollte ich mein Zimmer verlassen. Doch es sollte etwas dazwischenkommen.
Ahnungslos öffnete ich die Tür. Im selben Moment hatte ich das Gefühl, ein Eissplitter würde mir ins Herz fahren.
Vor mir stand ein grünes Monster.
Es war so groß wie ein achtjähriges Kind!

***

Endlich! dachte Geoffrey Marshall aufatmend. Dienstschluß!
Er hatte den Eindruck gehabt, sich auf glühenden Kohlen zu

bewegen, und die Zeit hatte einfach nicht vergehen wollen. Aber nun war sie doch um, und Marshall konnte nach Hause gehen.

Er nahm den Bus.

Eingekeilt zwischen Menschen fuhr er heim.

Wenn die wüßten, was sich in meinem Keller befindet! dachte Marshall amüsiert, und er mußte sich ein Lächeln verkneifen. Je näher er seinem Wohnort kam, desto größer wurde seine Ungeduld.

Zwei Haltestellen vor dem Ziel drängelte er sich schon zum Ausgang vor. Er konnte es kaum noch erwarten, mit seinen Experimenten beginnen zu können. Was würde dabei herauskommen?

Diese Frage hatte er sich in den letzten Stunden immer und immer wieder gestellt. Würde es ihm gelingen, das Geheimnis des kleinen Ungeheuers zu lüften? Vielleicht würde ihm das eine Beförderung einbringen. Möglicherweise würde sogar Sir James Powell auf ihn aufmerksam werden und ihn in John Sinclairs Abteilung holen.

Ein Traum wäre für Geoffrey Marshall in Erfüllung gegangen.

Er in John Sinclairs Abteilung!

Eine solche Zukunft hing von den Ergebnissen ab, die er heute in seinem Kellerlaboratorium erzielte. Er hatte genug Zeit gehabt, sich gründlich zu überlegen, welche Tests er mit der unheimlichen Figur machen wollte.

Ein umfangreiches Programm hatte er ausgearbeitet, und nun war der Moment nicht mehr fern, wo er zur Tat schreiten würde.

Der Bus hielt.

Geoffrey Marshall stieg aus.

Zwei Minuten später stand er atemlos vor der Einganstür seines Hauses. Hastig schloß er auf. Er legte den Mantel ab, eilte in die Küche, briet sich einen Hamburger und schlang den ersten Bissen auf dem Weg in den Keller hinunter.

Er vibrierte innerlich.

Als er die Laboratoriumstür aufstieß, fiel sein Blick auf das grüne Monster, und er verspürte Erleichterung. Seltsamerweise hatte er befürchtet, die Figur würde nicht mehr da sein, wenn er vom Dienst heimkam.

Aber sie stand noch da, wo er sie hingestellt hatte.

Aber sie hatte sich verändert, war größer geworden.

Marshall biß herzhaft in seinen Hamburger. »Du bist also ein Lebewesen«, stellte er mit vollem Mund fest. »Du veränderst dein Aussehen. Du wächst. Empfindest du auch Schmerzen?«

Das Glühen der Monsteraugen hatte zugenommen.

Marshall fürchtete sich jedoch nicht davor. Er unterschätzte die Gefahr, in der er sich befand. Er hätte gut daran getan, den Keller so schnell wie möglich zu verlasen.

Und noch vernünftiger wäre es gewesen, John Sinclairs Auftrag

auszuführen und das Monster dem Feuer zu übergeben. Aber damit wäre Marshalls Wissensdurst nicht zu stillen gewesen.

Während der Polizeibeamte den Rest Hamburger verzehrte, traf er die ersten Vorbereitungen für die Experimente. Zuvor aber schlüpfte er in einen weißen Arbeitsmantel.

Dann entzündete er den Bunsenbrenner und goß Schwefelsäure in einen säurefesten Behälter.

Das Monster stand reglos da. Aber es beobachtete den Mann.

Marshall zog Gummihandschuhe an und ergriff dann zwei Stromkabel.

Er schaltete die Anlage ein und trat vor die Bestie. Den Pluspol setzte er dem kleinen Scheusal links an die Schläfe, und den Minuspol drückte er dem Wesen rechts an den Schädel.

Wie Glühbirnen leuchteten die Monsteraugen auf.

Ein Knirschen und Knistern war zu hören.

»Das kribbelt ganz schön, wie?« sagte Geoffrey Marshall und lachte. Er ließ die beiden Pole an der Figur. 220 Volt jagten durch den kleinen Körper. Der Strom beschleunigte das Wachstum des Ungeheuers.

Marshall konnte mit bloßem Auge sehen, wie es größer wurde.

Er schaltete den Strom ab und machte ein paar Aufzeichnungen, dann spannte er die Figur in einen eisernen Schraubstock.

»So, und jetzt wollen wir einmal testen, aus welchem Material du bestehst«, murmelte der Polizist.

Das Werkzeug, das er zur Hand nahm, glich einem Schnitzmesser. Er setzte es steil an die häßliche Figur und wollte von dem harten Zeug, aus dem sie bestand, etwas abschaben.

Die Probe wollte er dann zuerst unter dem Mikroskop untersuchen und dann mit Hilfe verschiedener Tinkturen testen.

Doch dazu kam es nicht, denn plötzlich gab es einen scharfen Knall, und Geoffrey Marshall stellte verblüfft fest, daß die Figur den eisernen Schraubstock gesprengt hatte.

Er zuckte unwillkürlich zurück.

Und dann nahm das Grauen seinen Anfang.

Das Wesen wuchs weiter und richtete sich plötzlich mit einem jähen Ruck auf.

In diesem Moment begriff Geoffrey Marshall, daß er einen furchtbaren Fehler gemacht hatte. Einen Fehler, den er nun nicht mehr korrigieren konnte…

***

Ein Monster vor meiner Tür!

Ich schnellte zurück. Das Ungeheuer sprang ins Zimmer. Ohne daß jemand von uns beiden die Tür berührte, knallte diese zu. Ich war mit

der Bestie allein. Sie griff mich sofort an.

Mit gesenktem Kopf warf sich mir das Scheusal entgegen. Das Horn sauste auf mich zu. Aber ich war zum Glück schneller. Mit einem kraftvollen Sprung zur Seite brachte ich mich in Sicherheit.

Das Wesen fegte an mir vorbei.

Ich hieb mit der Handkante zu.

Die Bestie stolperte über den Teppichrand und knallte mit dem Schädel gegen die Wand. Mir brach der kalte Schweiß aus. Unwillkürlich fielen mir Elias Cox und Clayton Pool ein. Sie waren zu grünen Monstern geworden. Aber was hatte sich davor ereignet?

Das hier?

Das Ungeheuer kreiselte herum. Es riß sein lappiges Fischmaul auf und stieß ein aggressives Knurren aus. Ich wartete nicht auf seinen nächsten Angriff, sondern attackierte es selbst.

Mein Tritt beförderte es auf den Boden. Es wälzte sich herum und war sofort wieder auf den Beinen.

Wir belauerten uns.

Das grüne Monster wollte mich geistig niederringen, aber ich vermied es tunlichst, ihm in die Augen zu sehen. Und ich bewaffnete mich.

Allerdings nicht mit der Beretta. Wenn ich geschossen hätte, hätte das unter Umständen eine Menge Leute erschreckt. Das wollte ich nicht. Je weniger Menschen von der Existenz dieser Bestie wußten, um so besser war es.

Ich wollte das Untier lautlos erledigen.

Mit meinem Silberdolch.

Ich riß die Waffe aus dem Gürtel.

Das grüne Scheusal fauchte gereizt. Ich erwartete es mit angespannten Nerven.

Es griff zum Schein an.

Aber ich fiel nicht darauf herein. Es kam mir vor, als wollte es mir um jeden Preis sein Horn in den Leib stoßen. Es schlug kein einzigesmal mit seinen Klauen nach mir.

Wild schoß es heran.

Ich stach zu.

Das grüne Monster sah die blitzende Klinge und wich aus. Aber es entging meiner Waffe nicht vollends. Der Dolch traf die Schulter des Wesens. Es brüllte auf, warf sich zur Seite, drehte sich einmal um die eigene Achse, griff mich sofort wieder an. Vehementer sogar noch.

Es stimmt.

Angeschlagene Gegner sind oft am gefährlichsten.

Jetzt nahm das Biest seine Krallenhände zu Hilfe. Es schlug nach meinem Dolcharm. Ich riß die Hand zurück und setzte gegen das Ungeheuer meinen Fuß ein.

Das Monster prallte gegen einen Stuhl, riß ihn um, fing sich und attackierte mich wieder. Seine Hartnäckigkeit war unbeschreiblich.

Ich ließ mir nicht viel Zeit, zog den Dolch von unten nach oben und traf das Scheusal wieder.

An der weißen Wand und auf dem Boden waren schwarze Blutspritzer zu sehen. Ich drosch mit der Faust zu. Das Monster wankte, aber es fiel nicht. Mit einem Sprung war es schon wieder heran.

Ich hatte Mühe, es abzufangen.

Aber es gelang mir, es hochzureißen und kraftvoll durch den Raum zu schleudern. Krachend prallte es gegen die Wand und fiel zu Boden.

Ehe es erneut aufspringen konnte, war ich bei ihm. Mein Dolch zuckte nach unten. Die Spitze wies auf die Brust des Scheusals.

Die Klinge bohrte sich nicht nur in den Leib der grünen Bestie, sondern auch durch ihr schwarzes Dämonenherz.

Das Wesen bäumte sich kreischend auf. Ich riß den Dolch aus der Wunde und stach noch einmal zu. Das Kreischen riß ab.

Der Körper des grünen Scheusals erschlaffte. Ich hatte nichts mehr zu befürchten. Keuchend richtete ich mich auf. Das Glühen der unheimlichen Augen erlosch.

Ich blickte mich im Zimmer um und stellte fest, daß die schwarzen Blutspritzer langsam grau und immer heller wurden und schließlich verschwanden.

Auch das grüne Monster löste sich auf.

Es zerfiel vor meinen Augen. Die Gliedmaßen fielen vom Rumpf ab. Der Kopf trennte sich vom Körper, und alles zerfiel zu Staub.

Ich eilte ins Bad und hielt den Kopf eine Weile unter das kalte Wasser, um mich von den Strapazen zu erholen. Dann begab ich mich zur Hotelbar hinunter, wo Eric Higar und sein Bruder Ole auf mich warteten.

»Hat lange gedauert«, sagte Eric.

»Sorry«, erwiderte ich. »Es lag nicht an mir.«

»Ist was passiert?« fragte Ole mit schmalen Augen.

»Ich hatte Besuch«, sagte ich. »Von einem grünen Monster.«

Das stieß die beiden SD-Zwillinge beinahe vom Hocker. Ich mußte ihnen genau berichten.

***

Geoffrey Marshall starrte die Bestie entsetzt an. Er hatte nicht damit gerechnet, daß sie in seinem Laboratorium zu leben beginnen würde. Jedenfalls nicht auf diese schreckliche Weise.

Er hatte doch nur experimentieren wollen.

Das grüne Monster sprang von der Arbeitsplatte. Es wuchs noch immer. Ein haarsträubendes Schauspiel war das für den Polizisten.

Bald war das Ungeheuer mehr als einen Meter groß.

Marshall hatte Angst davor. Er machte sich schwere Vorwürfe, weil er die Finger nicht von dieser Figur – die jetzt keine Figur mehr war – lassen konnte. Er schüttelte verdattert den Kopf.

»Das… das habe ich nicht gewollt …«

Gehetzt blickte er sich um. Was sollte er tun? Wie sollte er sich gegen diese Bestie schützen? Sie nahm eine drohende Haltung ein.

Es konnte nur noch wenige Augenblicke dauern, dann würde ihn das grüne Monster angreifen.

Es machte den ersten Schritt.

»Herr im Himmel, steh mir bei!« stöhnte Marshall.

Das Wesen öffnete sein Fischmaul und zeigte ihm die spitzen Haizähne. Es knurrte und breitete die häßlichen Arme aus.

Kalte Schauer überliefen den Polizisten. Hatte es noch einen Sinn, einen Fluchtversuch zu unternehmen? Er wirbelte herum, blieb mit dem Arbeitsmantel an einer vorstehenden Schraube hängen. Der Stoff spannte sich. Marshall wurde zurückgehalten. Er warf sich hysterisch nach vorn. Der Stoff riß, und Geoffrey Marshall wäre beinahe gestürzt.

Panik stieg in ihm hoch.

Er hetzte los.

Der zerrissene Arbeitsmantel flatterte hinter ihm. Aber er kam nicht weit, denn das kleine Scheusal fegte durch das Laboratorium und schnitt dem Mann den Fluchtweg ab. Marshall griff sich eine Eisenstange.

Er drosch damit auf das Ungeheuer ein. Die kraftvollen Hiebe saßen alle auf dem gehörnten Schädel, doch das Monster zeigte nicht die geringste Wirkung. Es packte die Eisenstange, als Marshall wiederum zuschlug, und entriß sie ihm mit großer Kraft.

Der Polizist prallte zurück.

Er stieß mit dem Rücken gegen ein Regal. Es kippte um. Reagenzgläser zerbrachen klirrend. Die Scherben fielen auf den Boden.

Flüssigkeiten – zum Teil leicht entflammbar – ergossen sich über die Fliesen. In seiner grenzenlosen Furcht wußte Geoffrey Marshall nicht mehr, wie er sich vor dem Scheusal schützen sollte.

Es schlich auf ihn zu.

Er starrte ihm in die glühenden Augen.

Sein Verstand hakte aus.

Mechanisch griff er nach dem Bunsenbrenner. Er drehte die Flamme voll auf. Zischend blieb das kleine Ungeheuer stehen. Es fürchtete das Feuer, denn damit konnte man es vernichten.

Aber es wollte auf sein Opfer nicht verzichten. Es wollte Besitz ergreifen vom Körper dieses Menschen.

»Komm her!« schrie Marshall außer sich vor Angst. »Ich grille dich bei lebendigem Leibe!«

Er witterte eine kleine Chance. Das Monster zögerte. Das bedeutete, daß er mit dem Bunsenbrenner eine Waffe in der Hand hatte, mit der er einen Angriff des Scheusals zurückschlagen konnte.

Sofort erwachte neue Hoffnung in ihm.

Vielleicht war er noch nicht verloren. Vielleicht konnte er sich mit Hilfe des Brenners noch retten.

Er wagte einen Schritt vor. Mit der langen Flamme stieß er in Richtung Monster. Das kleine Ungeheuer duckte sich zischend. Die lange Feuerzunge leckte über das gefährliche Wesen drüber, und im nächsten Augenblick gab es die Chance nicht mehr, die Geoffrey Marshall noch zu haben geglaubt hatte.

Er spürte einen glühenden Schmerz und brüllte auf.

Das Wesen hatte mit dem Horn zugestoßen, und es drang sofort weiter in den Körper des Polizisten ein. Unaufhaltsam.

Marshall sah das Ungeheuer verschwinden.

Er spürte die Bestie in sich, und ein furchtbarer Schmerz tobte durch seinen Leib. Er wankte. Seine Finger waren für kurze Zeit gefühllos. Der Bunsenbrenner entfiel ihm und entzündete sofort die leicht entflammbaren Chemikalien.

Mit einem dumpfen Laut schoß das Feuer hoch.

Es steckte den zerrissenen Arbeitsmantel in Brand.

Geoffrey Marshall bekam es nicht mit.

Mit ihm vollzog sich eine grauenvolle Wandlung. Aus dem Menschen wurde eine abscheuliche Bestie. Ihn ereilte das gleiche Schicksal wie Elias Cox und Clayton Pool.

Er wurde zum gefährlichen Ungeheuer, das nach menschlichem Leben gierte. Aber er hatte selbst – ohne es zu wissen oder zu wollen – den Keim für seine Vernichtung gesät.

Flammen vermochten ihn zu vernichten, und ein Feuer hatte er entfacht.

Die Bestie, die aus ihm geworden war, tobte brüllend. Sie raste durch das Laboratorium, floh vor den heißen Flammen, die ungemein schnell um sich griffen.

Das grüne Monster schlug alles kurz und klein. Es zertrümmerte die gesamte Laboratoriumseinrichtung und alles, was aus Glas war.

Es warf den großen Arbeitstisch um, wollte sich dahinter verkriechen, doch das hatte keinen Zweck, denn das Wesen brannte selbst schon.

Wirbelnd drehte sich die Bestie im Kreis.

Wild schlug sie um sich, doch sie konnte das Feuer nicht löschen, das mit gierigen roten Zungen über ihren Körper leckte.

Immer höher krochen die Flammen.

Immer mehr ergriffen sie auch von dem Raum Besitz. Behälter mit feuergefährlichen Substanzen zerplatzten in der Hitze.

Brennende Tropfen flogen durch das Laboratorium, klatschten gegen die Wand, aber auch auf das Monster.

Es war rettungslos gefangen in dieser Flammenhölle.

Dem Untier war es unmöglich, die Feuerwand, die sich immer näher heranschob, zu durchdringen.

Sein Untergang war vorgezeichnet.

Bald hatte das Scheusal keinen Freiraum mehr. Das Feuer fraß sich in seinen Körper. Tiefe Wunden brannte es ihm. Die blauen Aderknoten platzten auf. Dämonenblut tropfte auf den Boden und verdampfte zischend.

Die grellen Flammen stürzten sich auf das heulende Wesen und rangen es unerbittlich nieder. Sie breiteten ihre lodernden Arme darüber und zerstörten das Ungeheuer innerhalb weniger Augenblicke.

Geoffrey Marshall hatte seinen Leichtsinn schwer bezahlt.

***

Nachdem wir kältefeste Polarkleidung für mich besorgt hatten, war es zu spät, um den SD-Hubschrauber zu besteigen und zur britischen Wetterstation zu fliegen.

Wir verschoben es auf den nächsten Tag.

Die Zwillinge vom Sicherheitsdienst holten mich um neun Uhr vom Airport-Hotel ab, und kurz vor elf Uhr setzte der Hubschrauber zwischen den beiden Hütten im ewigen Eis auf.

Wir hatten uns über Funk angemeldet. Frederic Hartwell, Melvyn Rigg und Edward Flynn erwarteten uns. Als ich aus dem Helikopter sprang, fauchte mir ein beißender Eiswind ins Gesicht.

Während ich gebückt den Rotorbereich verließ, kam mir wieder in den Sinn, was mir Cary Lockhart erzählt hatte.

Ich stellte fest, daß seine Schilderung so plastisch gewesen war, daß meine damalige Vorstellung der Realität sehr nahe gekommen war. Mir kam es fast vor, als wäre ich nicht zum erstenmal hier.

Der seehundbärtige Frederic Hartwell hieß uns in seinem und im Namen seiner Kollegen auf der Wetterstation willkommen. Wir begaben uns in ihre Hütte.

Eric Higar gab dem Hubschrauberpiloten ein Zeichen. Daraufhin startete die stählerne Libelle wieder und flog nach Godthåb zurück.

Wenn wir abgeholt werden wollten, würde ein kurzer Funkspruch genügen.

In der Hütte zog ich meine dicke Felljacke aus. Frederic Hartwell servierte uns einen heißen Grog, frisch vom bullernden Ofen. Die Meteorologen wußten nicht so viel wie ich über Cary Lockharts derzeitigen Zustand. Sie waren froh, zu erfahren, daß er sich von dem Schock einigermaßen erholt hatte.

»Es muß schlimm gewesen sein, dieses Erlebnis«, sagte Hartwell.
»Er hat darüber nicht mit Ihnen gesprochen, nicht wahr?« sagte ich.
»Nein. Er war viel zu fertig. War nicht ansprechbar. Und am nächsten Tag wurde er zum Hospital geflogen.«
»Dann wissen Sie gar nicht genau, was sich ereignet hat«, sagte ich.
»Wir haben in groben Umrissen davon Kenntnis.«
Ich erzählte ihnen, was ich von Lockhart zu Hause in London erfahren hatte. Die Männer blickten mich ernst und gespannt an.
Keiner unterbrach mich. Als ich geendet hatte, sagte Melvyn Rigg leise: »Grauenvoll. Armer Barry.«
Hartwell stand auf und brachte ein Gruppenfoto. Es war auf der Wetterstation aufgenommen worden. Ein Polaroidbild.
»Das letzte Bild, auf dem Barry McQuest zu sehen ist«, sagte er mit rauher Stimme. »Wir vermissen ihn sehr. Er war ein verträglicher Kollege.«
Ich betrachtete das Foto eine Weile und gab es dann an die SD-Zwillinge weiter. Anschließend sprach ich über meine Erlebnisse mit grünen Monstern in London.
Edward Flynn blickte mich verblüfft an. »Bei uns zu Hause, Mr. Sinclair?«
»Ich wollte, sie hätten London verschont«, gab ich zurück und erklärte den Männern, wie ich auf Barry McQuests Spur gekommen war und was ich in seinem Haus gefunden hatte.
Das erstaunte Flynn noch mehr. »In Barrys Haus? Aber wie kommen die Figuren denn da hin?«
»Das würde ich auch gern wissen«, sagte ich. »Ist das grüne Monster hier noch einmal aufgetaucht?«
Hartwell schüttelte den Kopf. »Keiner von uns hat es je gesehen.«
»Da können Sie von Glück sagen«, meinte ich. »Von Barry McQuest erhielten Sie auch kein Lebenszeichen?«
»Wir nehmen an, daß er tot ist, Mr. Sinclair«, sagte Rigg.
»Das ist leider zu befürchten.«
»Aber wie kommen die kleinen grünen Monsterfiguren in den Keller seines Hauses?« fragte Flynn noch einmal.
»Des Rätsels Lösung befindet sich hier«, sagte ich überzeugt. »Im ewigen Eis.«
Eric Higar gab das Gruppenfoto zurück.
Ich bat Frederic Hartwell, uns die Wetterstation zu zeigen. Wir zogen unsere warmen Jacken wieder an, und Hartwell führte uns herum. Wir gingen auch dorthin, wo das Eis aufgebrochen war.
»Sieht aus, wie wenn eine eingefrorene Bombe explodiert wäre«, meinte Ole Higar.
»Hier fanden wir die toten Schlittenhunde«, erklärte Frederic Hartwell. »Und wir entdeckten die Spuren dieses Monsters. Das war

kein Fuß-, aber auch kein Flossenabdruck.«

»Was war es denn?« fragte ich.

»Ein Mittelding von beidem.«

»Haben Sie nicht versucht, der Spur zu folgen?«

»Natürlich haben wir das.«

»Aber?«

»Auf dem blanken Eis war nichts mehr zu sehen. Wir mußten die Suche beenden.«

»Und am nächsten Tag?«

»Da haben wir es natürlich noch mal versucht. Jedoch ohne Ergebnis.«

Ich senkte den Blick und schaute auf die Stelle, wo das dicke Eis auseinandergebrochen war. Eine enorme Kraft hatte von unten nach oben gestoßen. Die Kraft eines Dämons.

Er zog die Fäden.

Er, der viel größer war als die Ungeheuer, die in London aufgetaucht waren. Viele Jahre hatte er hier geruht, in der Tiefe des Eises, im Frieden der weißen Wüste.

Nun hatte ihn irgend etwas geweckt. Ein Impuls des Bösen. Ein schwarzmagischer Befehl…

Vielleicht war aber auch lediglich seine Ruheperiode zu Ende gegangen, und er hatte sich erhoben, um neue Greueltaten zu begehen. Ich war davon überzeugt, daß er die Welt nicht zum erstenmal in Angst und Schrecken versetzte.

Zeitspannen von etwa 300 Jahren fallen bei Dämonen nicht ins Gewicht. Sie haben eine andere Zeitrechnung als wir Menschen.

Wohin war das Ungeheuer von hier gegangen?

Hatte es Barry McQuest mitgenommen und an einem anderen Ort getötet?

»Wohin hat sich das grüne Monster begeben?« fragte ich nun laut.

Frederic Hartwell zuckte mit den Schultern. »Keiner von uns weiß es. Aber…«

Ich horchte auf und schaute den Meteorologen erwartungsvoll an. »Ja?«

»Gestern nacht habe ich eine Wahrnehmung gemacht«, sagte Hartwell leise. Langsam drehte er sich um und blickte zu dem Eisgebirge hoch, das hinter der Wetterstation aufragte.

»Was für eine Wahrnehmung?« fragte ich wißbegierig. »Erzählen Sie, Mr. Hartwell.«

Eric und Ole Higar traten näher. Ihre Augen waren gespannt auf die Lippen des Meteorologen gerichtet.

»Ich hatte Schwierigkeiten mit dem Einschlafen«, sagte Frederic Hartwell mit belegter Stimme. »Melvyn und Edward schnarchten. Aber mir ging Cary Lockhart nicht aus dem Kopf. Sein Schicksal

beschäftigte mich. Und je mehr ich darüber nachgrübelte, desto weniger konnte ich Schlaf finden.«

»So geht es jedem manchmal«, sagte ich.

Ole und Eric Higar nickten dazu.

»Als ich genug vom Liegen hatte, zog ich mich leise an und verließ die Hütte so vorsichtig, daß meine Freunde es nicht mitbekamen. Ich wollte ihren Schlaf nicht stören.«

Der Meteorologe blickte immer noch zum Eisgebirge hoch.

»Ich machte einen Rundgang um die Station«, erzählte Hartwell.

»Hatten Sie keine Angst?« fragte Eric Higar. »Nach dem, was Barry McQuest und Cary Lockhart passiert war…«

»Natürlich hatte ich Angst. Aber ich verdrängte sie.«

»Was entdeckten Sie, Mr. Hartwell?« fragte ich drängend.

»Nun, ich war nicht lange hier draußen. Es war bitterkalt, und der Wind konnte es mal wieder so richtig. Er verleidete mir meinen Rundgang bald. Als ich in die Hütte zurückkehren wollte, fiel mir etwas auf dort oben.«

Hartwell streckte den Arm aus.

Er wies weit hinauf zum Eisgebirge.

»Was sahen Sie?« fragte Ole Higar gespannt.

»Einen Schein. Einen grünen Schein«, berichtete Frederic Hartwell. »Er war so hell wie… wie ein Stern. Und rund.«

»Haben Sie eine Erklärung dafür?« wollte ich wissen.

»Anfangs hatte ich die nicht. Ich trachtete, so schnell wie möglich in die Hütte zu kommen, denn ich hatte ein verdammt mulmiges Gefühl gekriegt. Ich brauche wohl nicht zu betonen, daß ich danach erst recht keine Ruhe fand. Ich überlegte immerzu, was ich gesehen haben konnte. Irgendwann fiel mir dann ein, daß es dort oben im Eisgebirge eine Höhle gibt. Sie soll sehr groß sein und tief in den Berg hineinführen.«

»Und aus dieser Höhle kam das Leuchten«, sagte ich.

Hartwell nickte.

Ole Higar blickte mich an. »Kann es sich hierbei um einen Schlupfwinkel des grünen Monsters handeln?«

»Das«, erwiderte ich, »werden wir herausfinden, Kameraden.«

***

Ich wollte sofort aufbrechen. Mein Tatendurst ließ mir keine Ruhe.

Doch Frederic Hartwell schüttelte den Kopf und meinte: »Davon muß ich Ihnen dringend abraten, Mr. Sinclair.«

»Wieso? Was glauben Sie, aus welchem Grund wir hier sind? Bestimmt nicht nur, um Ihre idyllisch gelegene Wetterstation zu besichtigen.«

»Ich habe nichts dagegen, daß Sie zu dieser Höhle hochsteigen

möchten, Mr. Sinclair…«
»Aber?«
»Sie sollten es nicht mehr um diese Zeit tun.«
»Warum nicht?«
»Die Entfernung täuscht«, sagte Hartwell. »Sie würden es bis zum Einbruch der Dunkelheit nicht schaffen. Und in der Finsternis könnten Sie sich verirren oder abstürzen. Das Eisgebirge ist voller Tücken. Es gibt unzählige Spalten, die vom Schnee nur oberflächlich zugeweht wurden. Es wäre unverantwortlich, wenn Sie trotz meiner Warnung aufbrechen würden. Ich kann Sie natürlich nicht aufhalten…«
»Okay, okay«, sagte ich grimmig und winkte ab. »Dann besteigen wir das Gebirge eben morgen früh, beim ersten Hahnenschrei.«
Hartwell lächelte. »Mit einem Hahnenschrei kann ich Ihnen hier leider nicht dienen.«
»Ihr habt aber auch wirklich nicht den geringsten Komfort hier«, sagte ich schmunzelnd. »Wo können wir die Nacht verbringen?«
»In McQuests und Lockharts Hütte«, sagte Hartwell. »Sie ist noch nicht wieder besetzt. Wir versehen den Dienst vorläufig zu dritt. Ersatz erwarten wir erst nächste Woche.«
Die Sicherheitsdienstzwillinge und ich ergriffen von der Hütte sofort Besitz. Das erste was wir taten, war: einheizen. Danach machten wir uns mit der Einrichtung vertraut.
Ich schaute in jede Ecke, jeden Schrank, unter jedes Bett.
Drei Schlafstätten waren vorhanden.
Unter der dritten entdeckte ich etwas, das mein Herz erfreute: Dynamit.
Sofort kam mein Denkapparat in Schwung. Ich holte die Kiste hervor und öffnete sie. Etwa ein Dutzend Sprengstoffstangen befanden sich darin.
»Was haben Sie damit vor?« fragte Eric Higar. »Wollen Sie das Eisgebirge heiß abtragen?«
Ich nickte grinsend. »Damit wir nicht hochzuklettern brauchen, pusten wir es in die Luft. Dann fällt uns alles vor die Füße.«
»Oder auf den Kopf«, stellte Ole Higar fest.
»Scherz beiseite«, sagte ich. »Mir kam da eben eine Idee, die nicht einmal so schlecht ist.«
Eric griente. »Ich habe mir sagen lassen, daß einem Yard-Beamten nie und nimmer schlechte Ideen kommen.«
»Richtig«, flachste ich mit. »Das zeichnet uns ja so sehr aus.«
»Was wollen Sie mit den Dynamitstangen anstellen, John?« fragte Ole nun ernst.
»Ich werde sie gegen das grüne Monster einsetzen.«
»Sagten Sie nicht, Barry McQuest habe auf das Ungeheuer geschossen?« meinte Eric.

»Das erzählte mir Lockhart. Angeblich war McQuest ein hervorragender Schütze.«
»Er muß das Monster also getroffen haben.«
»Das ist so gut wie sicher.«
»Dennoch hat seine Kugel die Bestie nicht niedergestreckt«, sagte Ole. »Das läßt mich vermuten, daß wir es mit einem unverwundbaren Teufel zu tun haben.«
Ich nickte. »Bestimmt ist es mit herkömmlichen Waffen nicht zu vernichten.«
»Und was ist Dynamit?«
Ich nahm eine Stange zur Hand. »Sie haben recht, Ole. So, wie das Ding jetzt ist, kann es dem grünen Monster nicht das geringste anhaben. Deshalb werde ich es präparieren.«
»Womit?« fragte Ole Higar erstaunt.
»Mit Weihwasser.« Ich öffnete meinen Einsatzkoffer, entnahm ihm die Phiole, in der sich das Weihwasser befand, und begann gewissenhaft mit meiner Arbeit. Dadurch erweiterte ich die Sprengkraft der Dynamitstäbe. Sie erstreckte sich nun auch auf den Bereich des Bösen.
Der Abend brach ziemlich früh an. Frederic Hartwell hatte recht gehabt. Wir wären in die Dunkelheit geraten, und bei den tausend Gefahren, die im Eisgebirge auf den Menschen lauerten, wäre die Wahrscheinlichkeit sehr groß gewesen, daß sich zumindest einer von uns das Genick gebrochen hätte.
Wir aßen mit den Männern der Wetterstation zu Abend und zogen uns eine Stunde später in unsere Hütte zurück.
Die SD-Zwillinge gingen zu Bett.
Ich stand noch eine Weile am Fenster und blickte zu dem Gebirge hoch.
Was würde uns dort oben erwarten?
Morgen, sagte ich im Geist zu mir. Morgen wirst du es erfahren.

***

Wie Maulesel waren wir bepackt, als wir die Wetterstation verließen. Mit Seil und Eispickel. Mit Proviant und heißem Tee in der Thermosflasche. Auch ein winziges Dreimannzelt und warme Schlafsäcke hatte uns Frederic Hartwell angehängt. Für den Fall, daß wir gezwungen sein sollten, zu biwakieren. Als wir uns verabschiedeten, meinte er, er legte großen Wert darauf, uns gesund wiederzusehen.
Wir versprachen in unserem eigenen Interesse, ihm diesen Wunsch zu erfüllen.
Mit dem geliehenen Hundeschlitten fuhren wir so weit wie möglich. Dann kam der Aufstieg. Eine Strapaze. Er verlangte uns eine Menge

Kraft ab, und das war nicht gut, denn wenn wir dort oben total erschöpft ankamen, hatte das grüne Monster leichtes Spiel mit uns.

Wir drosselten unseren Eifer ein wenig und teilten uns unsere Kräfte gewissenhaft ein. Zahlreiche Hindernisse zwangen uns, umzukehren und einen anderen Weg nach oben zu suchen.

Die Zeit raste dahin.

Bald hatten wir Mittag und erst ein wenig mehr als die Hälfte der Strecke zurückgelegt. Wir kauerten uns zwischen schroffen Eisfelsen zusammen und aßen. Wir durften auf diese Mahlzeit nicht verzichten. Sie war geradezu lebenswichtig, denn sie gab uns neue Kraft.

Der heiße Tee war ein wahrer Genuß.

Nach dem Essen blieben wir noch einige Minuten in dem geschützten Winkel. Dann setzten wir unseren beschwerlichen Weg fort. Der Wind peitschte uns Eiskristalle ins Gesicht. Er rüttelte und zerrte an uns, aber wir ließen uns nicht unterkriegen.

Stufe um Stufe hackte ich mit meinem Pickel in das Eis.

Ich spürte den Druck der Dynamitstangen, die in meinem Gürtel steckten.

Weiter oben war der Aufstieg dann nicht mehr so beschwerlich.

Wir erholten uns langsam wieder, kamen zügiger voran, und zwei Stunden später waren wir nur noch hundert Yards vom Höhleneingang entfernt.

»Geschafft«, sage ich keuchend. Ole Higar blickte mißtrauisch zum Eingang der Eishöhle. »Ob das Monster weiß, daß wir ihm einen Besuch abstatten wollen?«

»Das nehme ich an«, antwortete ich. »Denken Sie nur an das kleine grüne Ungeheuer, das mich im Airport-Hotel überfallen hat. Unser Gegner weiß über die meisten unserer Schritte Bescheid. Das ist unser Nachteil.«

»Und was ist unser Vorteil?«

»Daß wir zu dritt sind«, sagte ich.

Auch die beiden SD-Agenten besaßen präparierte Dynamitstangen. Wenn wir diese geschickt einsetzten, standen unsere Chancen nicht einmal so schlecht.

»Weiter«, sagte ich.

Die Zwillinge vom Sicherheitsdienst folgten mir. Als wir den Höhleneingang erreichten, fiel mir mein Abenteuer in Österreich ein. Ich hatte einen harten Kampf gegen Eisvampire zu bestehen gehabt, und eine solche Höhle hatte dabei eine große Rolle gespielt.

»Ich schlage vor, wir legen erst mal allen Ballast ab«, sagte ich.

Ich hakte das Sicherheitsseil los, legte den Eispickel weg, warf meinen Schlafsack und einen Teil des Dreimannzelts darauf.

Ole und Eric Higar taten es mir gleich.

Ich öffnete meine Felljacke, damit ich leichter an meine Waffen

kommen konnte. Es würde erforderlich sein, daß dies blitzschnell ging, davon war ich überzeugt.

»Gehen wir?« fragte ich die Zwillinge.

Sie nickten.

Ihre Gesichter wirkten blaß. Sie waren sich der Gefährlichkeit der Situation vollkommen bewußt. Dennoch ließ keiner von ihnen mich allein in die Höhle gehen.

Das Eis glitzerte und funkelte, als würde es von innen angestrahlt. Hier konnte uns der Sturm nichts mehr anhaben. Wir empfangen es in der Höhle sofort wärmer als draußen.

Auf dem Boden des blanken Eisstollens waren keinerlei Spuren zu entdecken. Dennoch war ich sicher, daß wir uns auf dem richtigen Weg befanden.

Auf dem Weg zum grünen Monster!

Nach etwa 20 Schritten verästelte sich der Stollen. Drei Hauptgänge boten sich an. Die anderen Äste schienen sich irgendwo in der Tiefe des Eisgebirges zu verlieren.

Immer noch war es sehr hell in der Höhle. Wir konnten unsere Umgebung klar erkennen.

»Was nun?« fragte Eric Higar.

»Wir sollten uns trennen«, sagte ich.

»Einverstanden«, meinte Ole Higar sofort.

Wir vereinbarten ein Signal. Wenn es ertönte, sollten die andern unverzüglich umkehren und zu jenem eilen, der das Signal gegeben hatte.

»Alles klar?« fragte ich.

»Glasklar«, gab Eric zurück.

Ich riet ihnen, auf keinen Fall zuviel zu wagen. Bevor die Lage kritisch zu werden drohte, sollten sie mich zu Hilfe holen, denn ich war besser ausgerüstet als sie.

Ein letztes aufmunterndes Zunicken.

Dann schlug jeder den Weg ein, für den er sich entschieden hatte.

***

Eric Higar tastete sich an der schimmernden Eiswand entlang. Seit vier Jahren gehörte er dem Sicherheitsdienst nun schon an, und er hatte mit seinem Bruder für die Regierung eine Menge Kastanien aus dem Feuer geholt.

Er kannte die Gefahr, und er fürchtete sie nicht, denn er besaß genügend Selbstvertrauen, das ihn stärkte und ihn wissen ließ, daß er imstande war, jegliche Art von Schwierigkeiten zu meistern.

Das bezog sich allerdings auf seine bisherige Tätigkeit und nicht auf das, was er heute machte. Die Dämonenjagd war ihm fremd, und deshalb fühlte er sich zum erstenmal im Leben unsicher.

Nie zuvor hatte er gegen Ungeheuer zu kämpfen brauchen, und er bewunderte insgeheim John Sinclair, der ständig mit solchen oder ähnlichen Kreaturen zu tun hatte. Der Mann mußte überdurchschnittlich begabt sein, sonst wäre er schon längst unter die Räder gekommen.

Higar blieb stehen.

Er hatte das lästige Gefühl, beobachtet zu werden.

Der Eisgang schlängelte sich in die Tiefe des Berges hinein. Kantige Blöcke lagen herum. Es gab Nischen und Spalten, in denen sich das grausame Ungeheuer, nach dem sich Eric Higar umsah, versteckt haben konnte.

Der Agent glaubte, die Gefahr wittern zu können.

Er lockerte eine Dynamitpatrone und holte sein Feuerzeug aus der Jackentasche.

Mißtrauisch setzte er seinen Weg fort. Ab und zu drehte er sich schnell um, um sich zu vergewissern, daß niemand hinter ihm war.

Schweiß rann ihm über die Wirbelsäule.

Ihm war, als hätte er mit einer Hand ein stromführendes Kabel angefaßt. Fortwährend lief ein unangenehmes Prickeln durch seinen Körper. Seine Unsicherheit wuchs.

War es ratsam, weiterzugehen, noch tiefer in den Berg einzudringen?

Dies hier war der Schlupfwinkel eines grausamen Dämons.

Konnte dem Scheusal überhaupt ein Mensch gefährlich werden? Bis die Lunte der Dynamitpatrone brannte… Gott, wieviel konnte in dieser Zeit passieren.

Obwohl ihm eine innere Stimme zuraunte, nicht weiterzugehen, setzte er trotzig seinen Weg fort. Er wollte vor allem vor sich selbst nicht als Feigling gelten.

Und dann war da auch noch das Image seines Landes aufzupolieren. Es machte keinen guten Eindruck auf die Welt, wenn es hieß, daß das Unheil in Grönland seinen Ursprung gehabt hatte.

Das mußte abgestellt werden.

Deshalb war der Sicherheitsdienst ja aktiv geworden.

Eric Higar zwängte sich an einem Eisblock vorbei, um ihn nicht überklettern zu müssen. Er nahm die Bewegung nicht wahr, die in einer tiefen Spalte in der Eiswand zu sehen gewesen wäre.

Aber er spürte deutlicher denn je die Nähe eines Feindes.

Eine Gestalt löste sich aus dem aufklaffenden Eis. Sie folgte dem Agenten. Ahnungslos setzte er seinen Weg fort.

Plötzlich knirschte es hinter ihm.

Eric Higar wirbelte herum.

Da traf ein harter Gegenstand seinen Kopf und raubte ihm augenblicklich die Besinnung.

***

Ole Higar konzentrierte sich voll auf seinen gefährlichen Job. Er begegnete seiner Umgebung mit gesundem Mißtrauen. Aufmerksam schlich er durch den Eisstollen, jederzeit gewärtig angegriffen zu werden.

Doch nichts passierte, und dieser Friede lullte sein Mißtrauen mit der Zeit ein. Es erwachte erst wieder, als er einen schmerzhaften Stich in der Herzgegend verspürte.

Ächzend blieb er stehen.

Es war schon eigenartig mit ihm und seinem Bruder. Niemand konnte ihnen erklären, wieso sie dazu fähig waren, aber es war ihnen möglich, Gefahren zu registrieren, die dem andern drohten.

Da sie eineiige Zwillinge waren, mußte es eine noch unerforschbare Verbindung zwischen ihren Seelen geben.

Vor Jahren hatte Eric Higar einen Autounfall gehabt, und Ole – der zu Hause gewesen war – hatte sofort gewußt, daß seinem Bruder etwas zugestoßen war.

Doch diese Wahrnehmung hatten sie nicht nur einmal gemacht.

Ole hatte sich während eines Einsatzes in Frankreich das Bein verletzt, und Eric – der sich zur selben Zeit in Spanien aufgehalten hatte – hatte den Unfall registriert.

Und diesmal wußte es Ole Higar wieder: Eric war etwas zugestoßen!

Er machte sofort kehrt. Nervös eilte er den Eistunnel zurück. Er sprang über Eisblöcke, rutschte über eine spiegelglatte, leicht geneigte Fläche hinunter, strebte dem Ende seines Ganges entgegen, um Eric zu Hilfe zu kommen, denn der Bruder hatte Hilfe dringend nötig, das fühlte Ole mit jeder Faser seines Körpers.

Es war ihm nicht aufgefallen, daß er sich schon so weit in den Berg hinein begeben hatte.

Das fiel ihm erst auf dem Rückweg auf.

Endlich erreichte er die Ausgangsposition, jene Stelle, wo er sich von Eric und von John Sinclair getrennt hatte.

Sein Mund war trocken. Kalter Schweiß glänzte auf seinem Gesicht. Er hoffte, nicht zu spät zu kommen, für Eric noch etwas tun zu können.

Hastig lief er Erics Stollen entlang.

Seine Nervosität drohte auszuufern.

Normalerweise gab es nichts, was ihn aus der Ruhe bringen konnte. Nur eines machte ihn konfus: Wenn er Eric in Gefahr wußte!

Ohne es zu wissen, erreichte er die Stelle, wo sein Bruder überfallen worden war.

Wieder tauchte das Phantom auf.

Auch Ole Higar bemerkte es nicht sofort, und als er spürte, daß jemand hinter ihm war, war es für eine Reaktion schon zu spät.

***

Ein Schrei riß mich jäh herum. Gespenstisch hallte er durch das Eislabyrinth. Der Schrei brach ab. Das konnte nichts Gutes zu bedeuten haben. Einer der beiden Agenten mußte fündig geworden sein.

Und er mußte sofort in ernste Schwierigkeiten geraten sein.

Mir rieselte ein kalter Schauer über den Rücken.

Wer hatte den Schrei ausgestoßen? Eric? Ole?

Ich lief zurück, so schnell ich konnte, rutschte auf dem blanken Eis aus, verlor das Gleichgewicht, ruderte mit den Armen durch die Luft, knallte gegen die schimmernde Wand, stieß mich von ihr ab und hetzte weiter.

Während des Laufens zog ich die Beretta.

Ich hatte gehofft, daß nicht einer der beiden Agenten, sondern ich auf das grüne Monster stoßen würde. Aber es war anders gekommen, und nun war ich gezwungen, entweder Ole oder Eric Higar aus der Klemme herauszuhauen – falls dies überhaupt noch möglich war.

Dieser Gedanke ließ mir das Blut in den Adern gerinnen.

Ich mochte die beiden Männer. Wir waren einander in der kurzen Zeit, die wir uns kannten, sehr nahe gekommen. Keiner von ihnen sollte diesen Einsatz mit dem Leben bezahlen.

Ich erreichte die Stelle, wo wir uns getrennt hatten.

Welcher Stollen?

Ich glaubte rechts ein Geräusch zu vernehmen und stürmte in diesen Gang hinein. Ein Spießrutenlauf hätte nicht schlimmer für mich sein können. Mein Herz trommelte aufgeregt gegen die Rippen. Ich fragte mich, wo sich der andere Zwilling befand. Es hatte nur einer geschrien. Warum kam der andere nicht ebenso angekeucht wie ich?

War er dazu nicht in der Lage?

War auch ihm etwas zugestoßen?

Ich federte über zahlreiche Hindernisse, jagte an Spalten und Nischen vorbei. Mir fiel ein, daß ich mich in Erics Stollen befand.

Und wo war Ole? Stille herrschte. Nur meine Schritte hallten durch den Eistunnel.

Ich war in einer furchtbaren Verfassung, denn ich machte mir Sorgen um die Zwillinge. Verdammt, wo war dieses grüne Monster? War ich auf dem Weg zu ihm? Wo steckten Ole und Eric? Hatte das Scheusal sie geholt? Beide?

Mit einem weiten Satz überwand ich einen flachen Eisblock.

Plötzlich traf es mich mit der Wucht eines Keulenschlages. Blut auf dem Eis! Dunkelrotes Menschenblut!

»O mein Gott«, entfuhr es mir. Mit straff gespannten Nerven rannte ich weiter. Der Tunnel öffnete sich wie eine Trompete.

Ich hörte ein dumpfes Knurren. Das grüne Monster!

Noch konnte ich es nicht sehen. Lange Eiszapfen versperrten mir die

Sicht. Aber ich sah Ole und Eric Higar. Sie lagen auf einer glatten Eisplatte, die wie ein Tisch aussah. Ole blutete an der Stirn.

Die Zwillinge waren bewußtlos.

Ich wollte zu ihnen eilen.

Da schnellte hinter einer Eiskante eine Gestalt hervor.

Ein Mensch war es.

Barry McQuest!

***

Er hielt einen Revolver in der Faust und brüllte: »Fallen lassen!« Seine Waffe wies auf mein Herz, während der Lauf meiner Beretta nach unten gerichtet war. Ich hätte versuchen können, die Pistole auf ihn zu richten, aber es wäre wohl nur beim Versuch geblieben, denn McQuest hätte sofort abgedrückt. Das fanatische Glühen in seinen Augen ließ darüber nicht den geringsten Zweifel aufkommen.

Ich war gezwungen, zu gehorchen.

Ich hatte keine andere Wahl.

Meine Finger öffneten sich. Die Pistole fiel auf das Eis. Barry McQuest grinste zufrieden. »Sehr gut.«

»Was wird aus den Zwillingen?« fragte ich. Meine Stimme klang kratzig.

»Das grüne Monster wird sie töten. Und dich wird es auch töten, weil ihr es gewagt habt, in diese Höhle einzudringen.«

Wieder vernahm ich dieses dumpfe Knurren. Im Hintergrund der Höhle bewegte sich etwas Riesiges. Das mußte das Monster sein. Ja, es war die grüne Bestie. Jetzt tauchte sie auf. Mächtig. Gefährlich. Doppelt so groß wie ich. Seine Augen glühten. Es riß sein lappiges Fischmaul auf und stieß ein markeschütterndes Gebrüll aus.

Langsam näherte es sich den ohnmächtigen Zwillingen, für die ich nichts tun konnte.

Verflucht…

Die Bestie hob die mörderischen Pranken. Damit würde sie die Agenten mühelos zerreißen. Und ich sollte ihr drittes Opfer sein.

»McQuest!« stieß ich hastig hervor. »Was ist passiert? Cary Lockhart hat über Ihr Verschwinden beinahe den Verstand verloren. Frederic Hartwell, Melvyn Rigg und Edward Flynn machten sich die größten Sorgen um Sie. Wieso sind Sie hier?«

»Weil ich nicht mehr zu den Menschen gehöre. Ich hasse euch! Das grüne Monster hat mich zu sich geholt und mich zu seinem Diener gemacht.«

»In seinem Auftrag haben Sie die kleinen Figuren nach London geschafft, richtig?«

McQuest nickte. »Es sind Ableger des Bösen. Das grüne Monster schafft sie, und meine Aufgabe ist es, sie zu verteilen. Wir werden

Monster aus den Menschen machen. Immer mehr werden es sein. Das Chaos wird über London hereinbrechen, und die grünen Monster werden aus der Stadt einen Stützpunkt der Hölle machen. Sie werden sich ausbreiten. Über England. Über Europa. Über die ganze Welt. Sie werden den Globus aus den Angeln heben!«

Ich schüttelte den Kopf. »Sie sind wahnsinnig, McQuest.«

»Du verstehst nichts«, herrschte mich Barry McQuest an. »Das Gute hat keine Chance mehr auf dieser Welt. Wer nicht rechtzeitig die Seiten wechselt, wird ausgelöscht!«

Meine Kopfhaut spannte sich, als ich sah, daß das grüne Monster den »Tisch« aus Eis erreicht hatte.

Ole und Eric Higar waren in größter Gefahr.

Die Sache hatte nur ein Gutes: Sie wußten es nicht.

Aber mich folterte diese grauenvolle Situation. Ich mußte etwas tun! Ich mußte versuchen, die Zwillinge zu retten!

Vorsichtig machte ich einen Schritt vorwärts. »McQuest, Sie sind verblendet. Kehren Sie um. Spielen Sie nicht mehr länger den Handlanger für dieses widerliche Scheusal.«

»Einen solchen Ton lassen wir uns nicht gefallen!« schrie Barry McQuest. Die Adern traten ihm weit aus dem Hals. Er eilte auf mich zu und wollte mich mit seiner Kanone bewußtlos schlagen.

So hatte er es mit Ole und Eric Higar gemacht.

Wenn ich nach der Ohnmacht die Augen aufgeschlagen hätte, hätte ich höchstwahrscheinlich gleichfalls auf dieser Eisplatte gelegen. Darauf konnte ich verzichten.

McQuest drosch zu.

Ich sprang zur Seite und hieb ihm meine Faust in den Magen. Der Revolver verfehlte mich. Mit einem Handkantenschlag schlug ich dem Mann die Waffe aus der Hand. Er packte mich an der Kehle und drückte zu.

»Stirb!« schrie er wie verrückt. »Stirb!«

Ich bekam keine Luft. Was ich auch unternahm, es verfing nicht.

McQuest war stärker als ich. Vermutlich hatte das grüne Monster dafür gesorgt, daß er jedem Menschen überlegen war.

Die Atemnot wurde akut.

Meine Hand tastete zum Dolch.

Ich hatte keine andere Wahl. Ich mußte es tun.

Blitzschnell stieß ich zu. McQuest brüllte auf. Er ließ von mir ab.

Ich bekam endlich wieder Sauerstoff in meine Lungen. Gierig pumpte ich sie voll. Barry McQuest war nicht schwer verletzt.

Deshalb konnte ich nicht verstehen, wieso es ihm so schlecht ging.

Er preßte beide Hände auf die Wunde. Seine Augen traten weit hervor, das Gesicht war schmerzverzerrt. Er torkelte und lehnte sich an die Eiswand.

Ich hatte keine Zeit, mich um ihn zu kümmern.
Für Ole und Eric Higar bestand Lebensgefahr!
Ich hechtete dorthin, wo meine Beretta lag, kreiselte auf dem glatten Boden herum, zielte auf das grüne Monster, das seine Krallen soeben in den Leib des einen Agenten schlagen wollte, und drückte ab.
Das laute Peitschen des Schusses weckte die Zwillinge. Sie sahen das Monster über sich und erstarrten. Meine Silberkugel traf den Arm des Scheusals. Das Projektil, von Bruder Ignatius eigens für mich angefertigt, stieß die Bestie zurück. Sie brüllte wütend auf.
»Ole! Eric!« schrie ich. »Flieht! Weg von dort!«
Benommen sprangen die Agenten von der Eisplatte. Das grüne Monster schlug nach Eric, doch meine zweite Kugel war wieder schneller. Das Silbergeschoß drang dem Höllenwesen in die Brust.
Ole wankte auf mich zu. Eric stützte ihn.
»Nehmt McQuest mit!« rief ich.
Augenblicke später war ich mit dem grünen Riesen allein. Er brach dicke Eiszapfen ab und schleuderte sie nach mir. Klirrend zerplatzten sie hinter mir an der Wand.
Ich drückte erneut ab.
Das geweihte Silber machte ihm schwer zu schaffen. Aber es tötete ihn nicht. Der Dämon stampfte heran. Er drosch mit seinen mächtigen Fäusten nach mir. Ein Schlag streifte mich.
Wenn er mich getroffen hätte, wäre ich erledigt gewesen.
Der Schlag schleuderte mich zu Boden. Ich kreiselte über die glatte Fläche und donnerte gegen die Wand. Einen Augenblick war ich benommen. Das Monster setzte sofort nach.
Es wollte mir seine gefährlichen Haizähne in den Leib schlagen.
Mit einer Rolle rückwärts brachte ich mich im letzten Augenblick aus dem unmittelbaren Gefahrenbereich.
Noch einmal feuerte ich.
Diesmal traf die Kugel den häßlichen Schädel meines Gegners. Er brauchte eine Weile, um den Schock zu verdauen. Wertvolle Zeit für mich, die ich nicht ungenützt ließ.
Schmerzen tobten durch meinen Körper, doch ich schonte mich nicht.
Ich brannte die Lunte des ersten Dynamitstabes an, wartete auf den richtigen Moment und warf die Stange dann.
Hinter der Eisplatte, auf der Ole und Eric Higar gelegen hatten, ging ich in Deckung. Die Explosion erschütterte die Höhle. Der Boden vibrierte unter mir. Ich hatte den Kopf eingezogen.
Jetzt hob ich ihn.
Was ich sah, rief ein unbeschreibliches Triumphgefühl in mir hervor. Die Bestie hatte einen Arm verloren. Den linken.
Wie Tokata!

Ich schleuderte sofort die zweite Dynamitkerze. Diesmal riß es dem grünen Monster ein Bein ab. Es brüllte schaurig auf, doch ich hatte kein Mitleid. Hart fiel die Bestie zu Boden.

Aber sie gab noch nicht auf. Sie kroch auf mich zu, zog sich mit dem rechten Arm über das Eis, schob sich mit dem linken Bein vorwärts. Die Glut der furchtbaren Dämonenaugen versuchte mich zu hypnotisieren. Aber ich kämpfte dagegen an. Hastig steckte ich die dritte Zündschnur in Brand. Das grüne Monster war fast bei mir.

Nur die Eisplatte trennte uns noch.

Die Lunte brannte dem Stab entgegen.

Die Bestie riß ihr lappiges Maul auf. Gerade im richtigen Moment. Ich holte aus und schleuderte den Dynamitstab tief in den Rachen des grünen Monsters, und diese Explosion zerfetzte das Höllenwesen. Es löste sich auf. Nichts blieb von ihm übrig.

Ich erhob mich und stellte fest, daß meine Knie ein bißchen wackelig waren.

Aber die Erschöpfung machte mir nichts aus. Das Gefühl, gesiegt zu haben, überragte die Müdigkeit bei weitem.

Ich verließ die Höhle. Barry McQuest stand nicht mehr länger unter dem Einfluß des Bösen. Er hatte keine Ahnung, was geschehen war. Als ich es ihm erzählte, war er erschüttert.

Seltsamerweise war McQuest nicht mehr verletzt. Es hatte den Anschein, als hätte ich jemand anders mit dem Dolch attackiert, nicht diesen Mann.

An einen Abstieg war nicht mehr zu denken. Wir biwakierten zu viert in dem engen Dreimannzelt und wärmten uns gegenseitig.

Tags darauf brachten wir Barry McQuest zur Wetterstation zurück.

Seine Freunde und Kollegen empfingen ihn mit ehrlicher Begeisterung.

Zwei Stunden später traf der Hubschrauber des Sicherheitsdienstes ein.

Eric und Ole Higar brachten mich zum Airport, und sie blieben da, bis meine Maschine startete.

In London holte mich Suko vom Flugplatz ab, mit einem Arm, der so gesund war, als wäre er nie verletzt gewesen.

Den würde er brauchen, denn der nächste Fall wartete bereits auf uns…

ENDE